



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

N^o 43.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Verdacht und Schuld.

Erzählung

von

G. Orny.

4.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage versammelten sich die Frainsteiner Damen wie alljährlich im Salon der Gattin des Advokaten.

Frau Fels, eine kleine, corpulente, gutherzige Frau, zeichnete sich eben so sehr durch ihre Schwachhaftigkeit, wie ihr Gemahl durch seine Verschwiegenheit aus. Sie wußte alle Neuigkeiten auf einige Meilen in der Runde und widmete besonders den Vorkommnissen in Stadt und Schloß Frainstein eine nie ruhende Aufmerksamkeit.

Heute versprach es am Kaffeetische besonders lebhaft zu werden, denn die junge, erst vor ein paar Tagen angelommene Kaufmannsgattin mußte als Neuling in der Gesellschaft mit den Verhältnissen verschiedener Familien bekannt gemacht werden. Sämtliche Damen brannten vor Begierde, sich dieser lohnenden Aufgabe zu widmen; allein Frau Fels sicherte sich den Löwenanteil an derselben. So eifrig sie aber erzählte, sie konnte nicht die volle Aufmerksamkeit der jungen Fremden erlangen. Zerstreut hörte die Kaufmannsfrau eine Zeitlang zu, dann erhob sie sich, trat an das Fenster, blickte zu dem majestätisch auf seinem Felsen thronenden Schlosse, dessen graue Mauern die Wintersonne hell beschien, empor und sagte eine nach Ansicht der Versammlung sehr interessante Erzählung unterbrechend:

„Wie schön das Schloß da droben liegt. Ich möchte sehr gerne das Innere desselben sehen; dann würde ich auch seine Bewohner kennen lernen. Ein Amerikaner, eine Schweizerin, ein Spanier und ein alter Matrose, der jeden Menschen für ein Schiff ansieht, die bilden zusammen schon eine seltene Gesellschaft.“ Man lachte. „Geheimnisse, unaufgeklärte Geheimnisse und Gespenster dazu, gibt es dort oben sicher auch, wie in jedem alten Schlosse,“ fuhr sie fort.

„Daran fehlt es gewiß nicht,“ entgegnete die Hausfrau. „Wenn mein Gatte nicht so unverantwortlich verschlossen wäre, könnte man manche sonderbare Enthüllungen erfahren. Leider ist aus ihm kein Wort herauszubringen. Schloß Frainstein, liebes Kind, hat uns viel Kopfzerbrechen gekostet, ehe wir alle Verhältnisse dort ergründeten.“

„Es bleibt noch Manches dunkel,“ warf die Postmeisterin ein. „Denken wir nur an die Testamentgeschichte.“

Die Hausfrau bemächtigte sich wieder siegreich des Wortes. „Sie müssen wissen,“ sagte sie, „daß die frühere

Besitzerin von Frainstein eine sehr reiche Spanierin war, die der selige Freiherr hieher brachte, obgleich sie das hiesige Klima nie recht vertragen konnte. Sie kränkelte beständig, besonders als sie nach kaum zweijähriger Ehe den Gatten verlor. Von einer Reise nach Spanien brachte sie bei ihrer Wiederkehr einen kleinen schwarzen Jungen Namens Alfonso mit, den Sohn ihres verstorbenen Bruders. Der Matrose Beppo, der damals schon alt war und heute wirklich ganz kindisch und ein bißchen verrückt ist, begleitete das Kind.“

Da die Sprecherin Athem schöpfen mußte, wodurch eine Pause entstand, fiel die Postmeisterin rasch ein: „Der elternlose Knabe wuchs heran, kam in die Marineschule und wurde Seeoffizier, wie es sein verstorbener Vater gewesen. Der Matrose begleitete seinen jungen Herrn überall hin

und ward von demselben endlich, als er zu alt zum Dienste geworden, hier gleichsam in Pension gesetzt und zurückgelassen.“

„Der Neffe unserer Gutsderrin,“ fuhr nun die Hausfrau wieder fort, „kam jedes Jahr zu längerem Besuche nach Frainstein. Seine Tante liebte ihn wie einen Sohn, er war ihr einziger Verwandter.“

„Und wie kam die Schweizerin hieher?“ fragte die junge Frau neugierig.

„Warten Sie, gleich kommen wir dazu. Gerade vor zehn Jahren, nachdem sie von einer schweren Krankheit genesen, machte die Frein eine weite Reise. In der Schweiz lernte sie Gertrud Stauffacher, die Tochter armer Eltern, kennen, fand Gefallen an ihr und ließ sie erziehen.

Das Mädchen ward ihre Gesellschafterin, ihr Liebling. Sie bestimmte Gertrud zur Braut ihres Neffen. Es herrschte vortreffliches Uebereinkommen auf dem Schlosse. Plötzlich änderte sich die Sache. Der junge Seeoffizier, der sich wiederholt im Dienste ausgezeichnet hatte, ein sehr hübscher Mann geworden war und ein Jahr vorher von seiner Tante und der siebenzehnjährigen Gertrud im besten Einvernehmen geschieden war, kam eines Tages, während das Mädchen sich zum Besuche ihrer Eltern in der Schweiz befand, unerwartet in Frainstein an. Er hatte eine heftige Unterredung, einen Streit mit der Schloßherrin und reiste sofort wieder ab. Er war verstoßen, enterbt, seine Tante hatte ihm geflucht — denn er hatte heimlich eine Kunstreiterin zur Frau genommen. Aus Leid und Zorn verfiel Frau von Frainstein in eine schwere Krankheit.“

„Ah, ah, aber jetzt ist ihr Neffe doch Besitzer von Frainstein.“

„Freilich, denn ein altes Testament trat nach dem Tode der Freifrau in Kraft. Man weiß nicht, warum die Verstorbene kein neues gemacht hatte. Da steckt ein Geheimniß dahinter. Man glaubte allgemein, Fräulein Gertrud würde die Erbin sein. Sie hat die Schloßherrin in deren langwieriger Krankheit gepflegt. Sie ist arm und muß jetzt, bis Herrn d'Estrelli's Frau hier eintrifft, zu ihren Eltern gehen. Die Verstorbene handelte undankbar an ihrer Pflgetochter — wenn sie nicht einen besonderen Grund hatte, das neuere Testament zu vernichten und dieselbe zu enterben. Man munkelt freilich Allerlei, aber derlei Gerüchte spreche ich nicht nach, glaube sie noch viel weniger. Der Amerikaner, von dem ich Ihnen schon früher erzählte, bewirbt sich um die Hand des Mädchens. Er thäte dieß nicht — wenn — nein! Das Alles ist Verleumdung.“

„Was denn?“ fragte die junge Frau.

„Es sollen Werthpapiere und eine sehr hohe Summe abhanden gekommen sein,“ zischelte die Postmeisterin, aber laut genug, daß alle Anwesenden es hören konnten, „und die Kranke ver-



Aus der Zeit der Renaissance. Zeichnung von August Geiger. (S. 513.)

traute ihre Schlüssel Niemand als Fräulein Gertrud an. Man weiß freilich nichts Näheres, aber der Verdacht . . .

„Nein, das kann nicht wahr sein. Wie eine Diebin sieht das schöne blasse Mädchen nicht aus,“ unterbrach die Kaufmannsgattin laut und eifrig.

„Guten Tag, meine Damen,“ sagte jetzt eine klare, unbewegte Stimme an der Thüre und Gertrud stand auf der Schwelle derselben. Ihr ruhiges Antlitz verriet durch keine Spur, ob sie etwas von dem vorhergegangenen Gespräch gehört hatte.

Für die Gesellschaft sehr gelegen ward jetzt gemeldet, daß der Kaffee im Nebenzimmer aufgetragen sei. Während man sich dorthin verfügte, beeilten sich Alle, das Fräulein vom Schlosse mit größter Freundlichkeit zu begrüßen.

Auch der Advokat erschien jetzt und nahm an der Unterhaltung Theil, doch plötzlich ward er abgerufen. Das Dienstmädchen legte die Karte des Herrn, der ihn zu sprechen wünschte, auf den Tisch. „Alfonso d'Estrelli, Schiffskapitän a. D.“ stand darauf und unten an den Rand waren die Worte: „bittet in wichtiger Angelegenheit um eine Unterredung“ mit Bleistift hingeworfen.

Das Blättchen ging von Hand zu Hand; auch Gertrud sah es an.

Eine halbe Stunde später stieg der Kapitän den Schloßberg empor. Sein Antlitz war von tiefer Blässe bedeckt, seine hohe, imposante Gestalt schien gebeugt, er athmete schwer und blieb mehrmals, wie erschöpft, stehen, ehe er oben ankam. Kopfschüttelnd blickte der treue Beppo seinem Herrn nach, als derselbe in der Spiegelgalerie, ohne ihn zu sehen, an ihm vorbeisritt und in seinem Arbeitszimmer verschwand.

Es war dies dasselbe Gemach mit dem alten, großen Schreibtisch in der Ecke, das die verstorbene Herrin von Frainstein zu dem gleichen Zwecke benützt hatte.

Der junge Mann trat an das Fenster, öffnete es und ließ die kalte Winterluft über seine Stirne streichen. Nach einer Weile schloß er dasselbe wieder, wandte sich in das Zimmer zurück und zog die Klingel.

„Beppo, ist Herr von Frainstein noch nicht nach Hause gekommen?“ fragte er den eintretenden Diener.

„Nein, Herr Kapitän. Wenn der Herr Direktor einmal nach der Stadt fährt, dann trafen die Hähne, ehe er wieder in den Hafen einläuft. Am Morgen sieht er dann aus wie ein leeres Schiff.“

D'Estrelli runzelte die Stirne. „Beppo,“ schalt er, „ich verbitte mir derlei Bemerkungen über einen Kavaliere, der mein Vertrauen besitzt.“

„Ach, Herr Kapitän, trauen Sie nicht jeder Flagge. Wie die Piratenschiffe das Tageslicht scheuen, so kann der Mann, der ein schlechtes Gewissen hat, keinem ehrlichen Menschen gerade in die Augen sehen — und Herr von Frainstein . . .“

Nach den ersten heftigen Worten, mit welchen der Gutsherr Beppo's Rede unterbrach, klopfte es an die Thüre und ein Diener trat mit der Meldung ein, daß Fräulein Gertrud den gnädigen Herrn um eine kurze Unterredung bitten lasse.

„Geh, alter Freund,“ sagte der Kapitän zu dem Matrosen, nachdem der Lakai die Befehle erhalten, das Fräulein heraufzuleiten, „und sei nicht kindisch in Deinem Mißtrauen. Ich werde einen Brief für den Herrn Direktor zurücklassen. Du aber sage dem Kutscher, er möge sich bereit halten; zum Giltzug muß ich auf der Bahnstation sein.“

„Zu Befehl, Herr Kapitän — und — und — erinnern Sie sich meiner Warnung.“

Damit war der alte Mann zur Thüre hinaus. Gertrud trat über die Schwelle. Der Kapitän ging ihr entgegen.

„Fräulein Stauffacher,“ sagte er, nachdem er sie begrüßt, „womit kann ich Ihnen dienen? Ich sehe Sie so selten, daß ich voraussetzen muß, es sei ein Wunsch von Bedeutung, der Sie zu mir führt.“

Gertrud's Augen hingen an dem Schreibtisch in der Ecke, als sie Platz nahm und entgegnete: „Sie haben Recht, Herr Kapitän. Ich komme mit einem Ansuchen, das für mich von Wichtigkeit ist, zu Ihnen, und erhoffe von Ihrer Güte dessen Gewährung. Ich bitte nämlich um — meine Entlassung. Ich möchte zu meinen Eltern nach der Schweiz zurückkehren.“

Sie sagte das ruhig, aber sie blickte ihn dabei nicht an. „Sie wollen fort?“ fragte er befremdet. „Sind Sie nicht zufrieden in meinem Hause? Ich habe doch alle Ihre Bedingungen erfüllt. Sie leben allein und unbehelligt, wie Sie es wünschen. Ich verzichte auf Ihre Gesellschaft, bringe meine Abende allein zu, speise bloß mit Herrn von Frainstein, lasse Ihnen die freie Verfügung über Ihre ganze Zeit, dränge mich nie in Ihre Nähe und dennoch verlassen Sie mich?“

„Sie werden mich wenig vermissen,“ entgegnete sie ruhig, „bei meinen Eltern aber kann ich von Ruhen sein.“

„Dann gehen Sie nur, Fräulein Stauffacher. Mögen Sie es nie bereuen, daß Ihr Stolz so maßlos gewesen, Sie ein braves, treues Herz verachten zu lassen, um nur von dem geliebten Manne nichts annehmen zu müssen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kapitän.“

„Glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sie Frainstein's Gattin nicht werden wollen, weil Sie arm sind? Er liebt Sie, Sie machen ihn unglücklich aus einem nichtigen Grunde, den wahre Liebe nicht kennt.“

„Wer hat Ihnen dies gesagt? Es ist die Unwahrheit.“

Ob arm, ob reich — ich könnte Frainstein's Weib nicht werden.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Fragen Sie nicht weiter, Herr Kapitän. Lassen Sie sich an meinem Worte genügen. Es ist unwiderstehlich. Ich bitte Sie, dies gelegentlich dem Herrn zu sagen.“

„Es soll geschehen. Aber noch Eines; haben Sie vergessen, Fräulein Gertrud, daß meine Tante diese Verbindung wünschte?“

„Auch das wissen Sie bereits?“

„Frainstein ist mir ein werthter Freund!“

„D, seien Sie nicht zu vertrauensvoll! Es ist wenig mehr als eine Ahnung, die mich vom ersten Augenblick an gegen den Herrn mit Mißtrauen erfüllte. Ich schämte mich dieser Regung, allein ich konnte sie nie überwinden. Meine Wohlthäterin war ihm gut, sie schätzte ihn hoch, sie sprach mir wiederholt von ihrem Lieblingsprojekte, so nannte sie diese Verbindung. Ich aber kann ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Sie sind die Herrin Ihrer Entschlüsse. Es kommt vor, daß sich Frauen bei den wichtigsten Entscheidungen von Sympathieen und Antipathieen leiten lassen; Männer bedürfen der Beweise, der Thatfachen. Frainstein behält mein Vertrauen, so lange er sich dessen würdig zeigt.“

Gertrud erhob sich. „Wann kann ich reisen?“ fragte sie leise.

„Wann es Ihnen gefällig ist. In dieser Stunde, wenn Sie wollen. Was liegt denn daran, ob Sie noch bis zum Abend warten, ob Sie mir ein Wort zum Abschiede sagen, wenn ich fortgehe, einem entschlichen Schicksalschlage mein Haupt zu beugen, den blutigen Schluß eines traurigen Dramas zu sehen. Wer fragt nach dem Schiffe, das elend gestrandet im Sturme des Lebens, an den Klippen des Schmerzes und der Schmach? Mag das Wrack untergehen — je eher, desto besser!“

Der junge Mann sank in den Sessel am Tische, barg das Angesicht in den Händen, und seine Gestalt bebte.

Gertrud, die bereits an der Thüre gestanden, eilte an seine Seite und flüsterte in Tönen, wie er sie nie von ihren Lippen gehört: „Ich bleibe, ich bleibe bei Ihnen, so lange Sie wollen, so lange — bis Ihre Gattin kommt.“

Er hob den Kopf, wandte ihr sein Antlitz zu und sagte, ihre Hand in die seine nehmend, tonlos: „Sie wird nie kommen! O Gertrud, haben Sie Mitleid mit dem Verzweifelnden, der unter der Last seiner Leiden zusammenbricht. Lassen Sie mich Ihnen Alles sagen.“

Sie legte die Hand auf sein Haupt und sprach feierlich: „Sie dürfen mir vertrauen.“

„Lesen Sie diesen Brief.“ Er reichte ihr ein Blatt Papier. „Kommen Sie sofort zu Ihrer Gattin,“ stand es darauf, „sie ist bei einem Spazierritt mit dem Pferde gestürzt. Es wäre zu viel verlangt, sollte ich die Rolle des Krankenträgers übernehmen. V. v. L.“ Es folgte die Adresse. Gertrud legte den Brief still aus der Hand.

So schreibt der Glende, um dessenwillen mich mein Weib verließ! O Gertrud, Sie Reine, wenden Sie sich nicht ab von mir! Alles habe ich für diese Frau hingegeben — mein Vermögen — meinen Namen — die Liebe meiner Tante — mehr noch — ein unbekanntes Glück — und sie gab mir Schmach und Elend dafür! Verdammen Sie mich nicht! In meiner warmen, sonnigen Heimat flammt die Leidenschaft glühender, als auf Ihren kühlen Bergeshöhen. So liebte ich Juanita. Es war Wahnsinn.“

„Und nun?“ hauchte Gertrud.

„Alles aus!“

„Dann war es die rechte Liebe nicht; diese muß gleich fest und stark sein in allen Zonen.“

Er blickte das Mädchen staunend an.

Sie sah es und erröthete. Ihr Antlitz ward wieder bleich; sie fuhr fort: „Fassen Sie Muth, mein Freund. Tragen Sie das Unabänderliche wie ein Mann. Die unglückliche wartet Ihrer Verzeihung. Wenn sie genesen ist, dann bringen Sie sie hierher. Ich will ihr eine Freundin, eine Schwester sein.“

„Gertrud, Sie sind ein Engel!“ rief er.

Sie machte ihre Hand, die er in der seinen presste, sanft los. „Gehen Sie mit Gott,“ sagte sie, „und leben Sie wohl!“

5.

An der Flussseite stieg der Schloß Frainstein tragende Berg vom Ufer steil empor. An einer Stelle namentlich ragte eine schroffe, senkrechte Felsenwand bis zu seiner halben Höhe, trat dann plötzlich zurück und bildete ein Plateau, das, von überhängenden Felsenzacken beschattet, im Sommer in seinen feuchten, mit Erde gefüllten Spalten üppige Vegetation zeigte.

Die verstorbene Besitzerin von Frainstein hatte zu der Schlucht, so nannte man den Platz, einen Weg, dessen letzter Theil aus in Stein gehauenen Stufen bestand, machen lassen, eine Gartenbank nebst einem Tische dort angebracht und den Gärtner angewiesen, in den Felsenritzen mit Hülsenfruchtartigen Erdreiechen Farnkräuter und Waldblumen zu ziehen.

So war das zerklüftete Felsenplateau, das eine entzückende Fernsicht bot, zu einem stillen, kühlen, angenehmen Zufluchtsort gegen die Schwüle heißer Sommertage und ein Lieblingsaufenthalt der Schloßbewohner geworden.

Oft hatte Gertrud stundenlang mit ihrer Pflegemutter hier gesessen, derselben vorgelesen oder deren Erzählungen

aus der Heimat gelauscht und Unterricht in der Sprache Spaniens genommen.

Dachte das junge Mädchen jetzt an diese Zeiten der Vergangenheit zurück? Sie saß still auf der Holzbank; unberührt lag die mitgebrachte Handarbeit vor ihr auf dem Tische. Gertrud blickte in die Gegend hinaus. Die volle Hitze des Hochsommers lag auf der Natur. Der glühende Julisonnenschein brütete über den Fluren. Dennoch herrschte geschäftiges Treiben unten auf den Feldern. Die Ernte ward eingebracht.

Hier oben aber war es kühl und ruhig.

Gertrud öffnete, endlich aus ihrem Sinnen erwachend, ihr Arbeitskörbchen, nimmt einen Brief heraus, entfaltet ihn und liest:

„Meine Freundin! Einer Sterbenden, einer Vereuenden konnte ich Verzeihung bringen — ihre letzten Stunden erhellen. Juanita ist todt.“

„Ich lehre nicht nach Schloß Frainstein zurück. Ich muß hinaus auf das Meer, muß im Anblick der Größe des unendlichen Ozeans, des darüber sich wölbenden Himmelsbogens neue Kraft, neuen Lebensmuth sammeln.“

Als ich nach Frainstein kam, hatte ich den festen Vorsatz, mein Gemüth zur Ruhe zu zwingen, der Gegenwart zu leben und der Vergangenheit, der letzten vier Jahre nur wie eines Traumes zu gedenken. Es wäre nicht gegangen, selbst ohne die furchtbare Schicksalsfügung, welche mich abberief. Noch ist die Zeit nicht gekommen, daß ich den hohen Werth der Ruhe zu schätzen wüßte. Ich brauche Bewegung, Abwechslung, um die Dämonen in meiner Brust zum Schweigen zu bringen. O Gertrud, wie sind Sie beneidenswerth um der stillen, leidenschaftslosen Klarheit Ihres Wesens, um der Ruhe Ihres Herzens willen! Doch ich gönne Ihnen diese Schätze, die Sie wohl — wenn auch kampflös — verdient haben, Sie edle Seele!

Ich sehne mich nach dem Anblick Ihres ruhigen Gesichtes, Ihrer klaren Augen. Ich bitte Sie inständigst, gönnen Sie mir den Trost, meine einzige Freundin wiederzufinden, wenn ich nach Frainstein komme. Einige gute Worte von Ihren Lippen sollen wie lindender Balsam auf die Wunde meines Herzens wirken — dann will ich Sie nicht mehr zurückhalten, zu Ihren Lieben nach der Heimat zu eilen — wenn Sie sich nicht doch anders besonnen haben und an der Seite des Mannes, dem Sie ein unbegründetes Mißtrauen entgegenbringen, in Frainstein bleiben wollen. Es wäre dies der liebste Wunsch Ihres treuen, dankbaren Freundes Alfonso d'Estrelli.“

Gertrud läßt die Hand mit dem Briefe sinken, ihr Antlitz ist noch bleicher als vorher, ihre Lippen bebten und leise lösten sich die Worte von denselben:

„Mehr als ein halbes Jahr ist vergangen, seit er das geschrieben — mehr als ein halbes Jahr — und keine Nachricht weiter.“

Sie behält das Blatt in ihrer Hand, bis eine Stimme plötzlich in ihrer Nähe ruft:

„Gertrud, endlich finde ich Sie allein!“

Im Nu ist der Brief in dem Arbeitskorbe geborgen, das junge Mädchen erhebt sich und blickt zürnend nach dem Eingange der Schlucht.

„Was wünschen Sie von mir, Herr von Frainstein? Warum suchen Sie mich?“ fragt sie kalt.

Er steht an ihrer Seite. Seine Augen flammen über sie hin. „Das können Sie mich fragen, Gertrud! Sie, die Sie ein Studium darauf wenden, mir auszuweichen, meine Nähe zu fliehen, mich von sich zu stoßen, wie ein ekelhaftes Gewürm? Nie gönnen Sie mir ein gütiges Wort, nie einen freundlichen Blick — und doch habe ich nichts gethan, diesen Haß zu verdienen. Dem geringsten Diener, dem fremden Bettler schenken Sie eher Gehör als mir, zeigen sich ihm wohlwollender, als dem Neffen Ihrer Pflegemutter, dem die Tante Vertrauen bewies und Freundschaft schenkte. Gertrud, warum verachten Sie mich? Antworten Sie!“

„Ich verachte Sie nicht, ich hasse Sie nicht, Herr von Frainstein. Ich weiche Ihnen nur aus, weil ich fürchte, Sie könnten wieder solche Worte an mich richten, wie an dem Tage der Testamentsöffnung.“

„Und Sie wollen solche Worte nicht von mir hören?“

„Nein.“

„Daher haben Sie mir durch Alfonso schon Botenschaft gesandt. Sehr zart war das nicht, dem Fremden solchen Auftrag zu geben.“

„Sie hatten sich die Schuld davon selbst zuzurechnen, Herr von Frainstein. Sie sprachen dem Fremden, wie Sie sagen — Herr d'Estrelli nannte Sie seinen Freund — von Ihren Projekten, von dem Wunsche meiner Wohlthäterin.“

„Den Sie so pietätvoll erfüllen. O Gertrud, Mädchen, wann wirst Du endlich diesen Widerstand fallen lassen und mich erhören? Weißt Du nicht, daß ich Dich liebe mit der wahnsinnigen Leidenschaft, die jedes Hinderniß bezieht und unerschütterlich ihr Ziel erreicht? Ich wiederhole die Worte von damals. Ich sage Dir: Du wirst mein Weib — Du mußt es werden!“

Er steht an ihrer Seite und neigt sein glühendes Antlitz zu ihr. Sie weicht nicht einen Schritt zurück. Die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt erhoben, das Gesicht bleich und unbewegt, blickt sie ihn stolz, verachtungsvoll an und sagt langsam: „Ich bin arm.“

„Was soll diese Phrase zum zweiten Mal?“ ruft er. „Fragt die Leidenschaft nach Geld?“

„Nein, Herr von Frainstein, aber die Spekulation thut es. Meine Worte sind eine Warnung für Sie, der Spekulation nicht zu vergessen. Vor zwei Jahren sah ich hier an dieser Stelle und ober mir auf dem Wege am Felsenrande über der Schlucht sprachen zwei Männer mit einander. Der Eine sagte unvorsichtig laut: „Ich werde mich in die kalte Gertrud verlieben und sie heirathen müssen; das Mädchen wird die Alte beerben; dann bezahle ich meine Schulden mit Wucherzinsen“ — dieser Mann waren Sie — der Andere entgegnete lachend: „Machen Sie nur schnell,“ und das war Ihr Freund, der Sie besucht hatte. Seit jenem Tage kannte ich Ihre Gesinnung. Gegen meine Wohlthäterin schwieg ich, denn sie war Ihnen gut. Jetzt wissen Sie, warum ich den Wunsch der Todten nicht erfüllen kann. Und nun, Herr von Frainstein, geben Sie Raum. Ich will diesen Ort verlassen.“

Er regt sich nicht.
„Darum also diese Zweifel an meiner Liebe,“ sagt er, „darum! Habe ich jenen Ausspruch wirklich gethan — ich weiß nichts mehr davon — dann war dieß bloß ein unpassender Scherz. Ich bitte Ihnen denselben ab. Damals war ich erst kurze Zeit in Frainstein, ich war arm, hatte Alles verloren, aber der Schleichthier, solch' einen niedrigen Plan zu entwerfen, dürfen Sie mich nicht fähig halten. Ihre Kälte, Ihr Stolz stechen mich ab, um mich desto fester anzuziehen, bis ich endlich gewahrte, daß ich Sie liebe, wie ich nie ein Weib geliebt. Die Empfindlichkeit, mit welcher Sie sich jenes tollen Wortes erinnern, Gertrud, gibt Zeugniß, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Bleib, Mädchen! Du darfst mir nicht entfliehen, ehe Du bekannt hast, daß Du mich liebst!“

Er will sie umfassen. Sie stößt ihn kräftig von sich.
„Kein Wort weiter, oder ich rufe um Hülfe. Zurück! Geben Sie den Weg frei!“ sagt sie gebieterisch.

„Nicht eher, als bis Du mich gehört hast!“ ruft er in wilder Leidenschaft. „Ich kenne ein Geheimniß, das Dich verderben kann, stolzes Weib — ein Geheimniß, das mit einem Verbrechen in Verbindung steht.“

Er mäht seine Stimme zum Flüstern, als Gertrud, in sich erschauernd, auf die Bank niedersinkt, und fährt fort:
„In einer Mondnacht lag die Schloßherrin auf dem Sterbebette, ich strich durch den Park und kam an die Stelle, wo der Balkon des Arbeitszimmers meiner Tante, dem Mondlicht unerreicht, im Dunkel lag. Plötzlich, es ist Mitternacht, sehe ich einen Lichtblitz durch die Ritzen der Läden jenes Zimmers fallen. Im Nu bin ich auf dem Spalier, auf dem Balkon oben, blicke durch die Thürspalten, sehe ein Mädchen den Sekretär öffnen, ein Bündchen Papiere zu sich ziehen und das Licht löschen, um zu entfliehen. — Das Mädchen waren Sie, Gertrud!“

Mit satanischem Hohn im Angesicht sieht er, wie sie die Hände vor ihr Antlitz schlägt, wie ihre Glieder beben.
„Sie haben die Papiere gestohlen,“ jährt er, „darum fehlen die Obligationen. O, Sie sind nicht arm — aber stolz dürfen Sie auf Ihren Reichtum nicht sein. Ich kann Sie verderben, Gertrud; darum nehmen Sie Vernunft an, treiben Sie mich nicht zum Aeußersten, sonst demünze ich Sie wegen des Diebstahls.“

Jetzt sinken die Hände von dem todesbleichen Gesicht des Mädchens. Gertrud springt auf und ruft:
„Ich habe die Wertpapiere nicht gestohlen — es ist eine Lüge!“

„So? — Sie waren auch nicht um die Mitternachtsstunde in der Todesnacht meiner Tante in deren Arbeitszimmer — Sie öffneten nicht den Sekretär? Sagen Sie nein.“

Sie steht unbeweglich und schweigt.
Der Amerikaner tritt wieder an ihre Seite. „Gertrud,“ mahnt er, „ich will Dich nicht verrathen, denn ich liebe Dich. Sei mein und ich vergesse Alles.“

„Nein,“ sagt sie und ihr Auge flammt in stolzer Verachtung.

„So willst Du den Frieden nicht? Du willst den Krieg mit mir, Rasende?“

„Thun Sie, was Sie wollen.“

„O, Du sollst mich noch auf Deinen Knien um Erbarmen ansehn, Unsinnige.“

Jetzt hört man einen Hund bellen.

„Nello, Nello, hieher!“ ruft das Mädchen.

Im nächsten Augenblick springt der Hund in die Schlucht und eilt, dem Amerikaner drohend die Zähne weisend, auf Gertrud zu. Sie winkt dem Thiere, ruhig zu bleiben, während sich Frainstein zornbeben entfernt.

Er sagt sich gewaltsam, denn der Rechtsanwalt kommt ihm entgegen. Der klare Blick desselben heftet sich auf des jungen Mannes Antlitz, während er fragt, ob das Fräulein in der Schlucht sei. Der Amerikaner bejaht und eilt die Stufen empor. Doktor Fels findet die Gesuchte auf der Bank sitzend. Der Hund steht kampfbereit an ihrer Seite. Der Advokat begrüßt Gertrud freundlich und streichelt lieblosend des Thieres Kopf. „So, Nello,“ lobt er, „das ist brav von dir, daß du gut Wache hältst über die Sicherheit deiner Dame.“

Nachdem einige Geschäftsangelegenheiten besprochen worden, erhob sich der alte Herr von seinem Plaze und fragte mit einer Herzlichkeit, die man bei ihm nicht gesucht hätte:

„Warum kommen Sie niemals mehr zu uns, Gertrud?“

Sie schlug die Augen nieder, ehe sie entgegnete: „Ich gehe so selten aus.“

„Das ist es eben, Fräulein Gertrud. Ich möchte den

Grund wissen, warum Sie seit mehr als einem halben Jahre, seit jenem kurzen Besuche bei uns am letzten Weihnachtsfeste das Städtchen beharrlich meiden. Hat Sie damals Jemand von den Frainsteinern beleidigt? Es gibt der bösen Zungen genug bei uns. Hat man Sie unfreundlich behandelt?“

„Das nicht,“ erwiderte Gertrud ausweichend, „aber ich taue nicht für die Gesellschaft, auch muß ich meine Zeit zu Rathe halten, wenn ich meine Studien beenden will, um mein Examen zu bestehen. Ich möchte gerne ein Erziehungsinstitut gründen, und wäre nicht mehr in Frainstein, hätte ich Herrn d'Estrelli nicht versprochen, bis zu seiner Rückkunft hier auszuharren. Meine Gegenwart kann wohl nicht viel nützen, aber ich bin es dem Neffen meiner Wohlthäterin schuldig, seine Wünsche zu berücksichtigen.“

„Sehr gut das, denn es gehen mancherlei Dinge hier vor, die nicht in der Ordnung sind. Wie würde es erst um die Wirthschaft aussehen, wenn man vor des Fräuleins klaren Augen nicht Respekt hätte! Der neue Schloßherr ist auch gar zu vertrauensvoll nach einer Seite hin, wo er die Vorsicht nöthig hätte.“

Der Advokat hatte seine Stimme gedämpft; als ihn Gertrud fragend anblickte, flüsterte er:

„Ich meine das Treiben des Amerikaners. Beppo hat mir davon erzählt.“

„Beppo, Herr Doktor, kann Herrn von Frainstein nicht leiden. Er sieht vielleicht zu schwarz.“

„Hat er Ihnen von den nächtlichen Besuchen eines geheimnißvollen Unbekannten bei dem jungen Herrn gesprochen, Fräulein?“

„Ja wohl. Auch des Direktors viele Reisen nach der Stadt erwecken des Dieners Verdacht. Wer kann indeß wissen, ob dieselben nicht einen ganz harmlosen Grund haben. Das Interesse des Gutsheeren ist vielleicht gar nicht gefährdet, und das Privatleben des Herrn darf uns nicht berühren.“

„Auch Sie nicht, Fräulein Gertrud? Verzeihen Sie, wenn ich auf eine Sache anspiele, die meiner verstorbenen Klientin sehr am Herzen lag.“

„Ich weiß das nur zu wohl, und darum mögen Sie sich als Freund meiner Wohlthäterin für überzeugt halten, daß ich erst nach reiflicher Ueberlegung meine Entscheidung traf. Ich kann unmöglich Herrn von Frainstein's Gattin werden.“

„Haben Sie ihm das selbst gesagt?“

„Gewiß, erst vorhin wieder.“

„Dann hüten Sie sich vor dem Amerikaner, Fräulein Gertrud. Ich halte ihn, bei seiner Leidenschaftlichkeit, jeder Rache fähig. Zorn und Haß sprühten aus seinen Augen, als er von hier ging.“

Gertrud blickte vor sich nieder. Nach einer Pause sagte sie leise:

„Ich habe gethan, was meine innere Ueberzeugung mir eingab — ich muß die Folgen tragen.“

„Wenn nur der Kapitän wieder käme,“ meinte der Advokat. „Er hat mir freilich Vollmacht gegeben, zu inspizieren, aber dem Herrn Direktor ist nicht beizukommen. Auch die Beamten beklagen sich über ihn. Er hat die ganze Leitung in seine Hände genommen. Wir müssen uns damit begnügen, ihn zu überwachen. Derjenige aber, der die Macht hätte, Rechenschaft zu fordern, schiffte Gott weiß wo auf dem Meere herum und kümmert sich nicht um sein Besitztum.“

„Sie haben also keine Nachrichten von dem Kapitän?“

„Keine, seit Monaten. Auch ich kann ihm nicht schreiben, weiß ich doch nicht, wohin ich meine Briefe adressiren sollte. Der excentrische Mensch vergißt, daß ein Gutsheer auch Pflichten hat und nicht beliebig, wie ein Abenteuerer, in der Welt herumzuschwärmen darf, ohne sich und Andere in Schaden zu bringen.“

„Er hat so viel gelitten,“ warf Gertrud ein.

„Mag sein, doch das gibt ihm noch kein Recht, die Verantwortung für die Verwaltung seines Erbes auf meine Schultern zu laden, wenn er mir nicht die Macht gegeben, Aufschlüsse zu erzwingen, die man mir verweigert. Wie soll ich da inspizieren? Man zeigt mir die Bücher. Sie sind scheinbar in Ordnung, und doch muß bei der Sache etwas nicht richtig sein. Man raunt sich allerlei Gerüchte zu.“

Gertrud's Gesicht verfinsterte sich. „Verleumderische Gerüchte beweisen nichts,“ sagte sie. „Sie beruhen auf Lügen ohne andere Grundlage.“

„Manchmal vielleicht — gewöhnlich nicht. Glauben Sie mir, ich kenne die Welt und die Menschen. Aber genug von dem unerquicklichen Thema. Fräulein Gertrud, Sie wissen, ich spreche mit Niemand über diese Dinge als mit Ihnen.“

„Unbesorgt, Herr Doktor, ich verstehe zu schweigen.“

Sie reichte dem alten Herrn die Hand und er verabschiedete sich.

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Sprüche.

Langsam zum Sadel, hurtig zum Gut
Galt schon manchem jungen Blut.

Gemach in die Kehlen geblasen,
So fährt Einem kein Staub in die Nasen.

Die deutsche Reichsbank in Berlin.

Von

Dr. Moritz Meyer.

(Bild S. 508.)

Drei Hauptkräfte sind es, welche die wirtschaftliche und soziale Physiognomie des 19. Jahrhunderts bestimmen: Kredit, Dampf und Elektrizität. So verschiedenartiger Natur auch diese Faktoren an und für sich sein mögen, in ihren Wirkungen kommen sie doch zu ganz gleichen Resultaten: sie vermitteln den Verkehr der wirtschaftlichen Werthe von Person zu Person, von Ort zu Ort, sie überwinden die beiden, der Arbeit und Bedürfnisbefriedigung des Menschengeschlechtes den härtesten Widerstand leistenden Faktoren, Raum und Zeit. Wie die auf Dampf und Elektrizität beruhenden, vervollkommenen Transport- und Kommunikationsmittel der Neuzeit bestimmt sind, hinsichtlich der räumlichen Getrenntheit die Unterschiede möglichst verschwinden zu machen, so übernimmt der Kredit die Aufgabe, die zeitliche Differenz von wirtschaftlicher Leistung und Gegenleistung für Gegenwart und Zukunft auszugleichen, ohne welchen Ausgleich eine große Anzahl produktiver Leistungen unterbleiben müßten. Verringerung oder Verlangsamung der wirtschaftlichen Produktivität ist aber gleich Verlangsamung des kulturellen Fortschritts. Es ist die wesentliche Aufgabe des Kredits, durch seine Zeit überwindende, örtlich nivellierende Tendenz sonst brach liegende Kapitalien aus den Händen unproduktiver Besitzer in die fähiger Unternehmer hinüberzuleiten. Wie aber Dampf und Elektrizität zur Erfüllung ihrer Aufgaben gewisser Beihilfe oder Einrichtungen bedürfen, so muß es auch für die Organisation des Kredits bestimmte Veranlassungen geben, — bekanntlich die Banken, insbesondere die großen Centralnotenbanken, die gleichsam wie Polypen mit tausend Fangarmen überschüssige Kapitalien aufsaugen, um sie durch ein Netz von Kanälen den Bedürfnissen wieder zuzuführen. Seit der tiefsten Entfaltung der Kreditwirtschaft in unserem Jahrhundert sind auch die großen Centralbanken zur höchsten Ausbildung gelangt, ihrerseits wiederum die Kreditwirtschaft mächtig fördernd.

Das deutsche Reich ist als einer der letzten großen Staaten Europas mit in diese centralistische Entwicklung des Bankwesens eingetreten. Die trostlose staatliche Zersplitterung Deutschlands, an der so vielfach unser gelammtes wirtschaftliches Leben tranke, sollte auch auf diesem Lebens- und Interessengebiet der deutschen Nation mannigfache Schädigung mit sich bringen. Der Klein- und Vielstaaterie entsprach die Unmöglichkeit des deutschen Geldwesens, mit seiner Verschiedenartigkeit der Valuta, des Papiergeldes mit seiner Ueberfülle von Banken und Bänken, kleinen und kleinsten Notenappoints, wodurch Deutschland Millionen und abermals Millionen im internationalen Verkehr, am Wechselkurs und so weiter verloren gegangen sind. Wie der deutsche Name im Auslande nicht der vollen politischen Achtung begegnete, wie sie Frankreich und Englandern gezollt wurde, so hatte auch das deutsche Geld im Auslande einen gedämpften Klang; Silbergeld, Papiergeld und Notendruck verdrängten viel an den Erfolgen deutscher Arbeit, deutschen Gewerbfleißes.

Mit der politischen und wirtschaftlichen Neugestaltung Deutschlands nach dem großen Kriege mußte es eine der ersten Sorgen der Gesetzgeber sein, ein gesundes Geld- und Bankwesen herzustellen. Die Ein- und Durchführung der Goldwährung konnte nicht gesichert erscheinen ohne die gleichzeitige Gesundung des Notenumlaufs; wie hätte man das Gold vor dem Ansturm aller jener Geldkuriositäten schützen können, welche von den Banken der 36 Bundesstaaten, besonders von den kleinen, in verschwenderischer Fülle ausgestreut worden waren! Der Gedanke lag nahe, ja, drängte sich mit Nothwendigkeit auf, nach dem Vorbilde Englands und Frankreichs ein centralistisches Banksystem anzunehmen, in welchem zwar nicht, wie in den romanischen Staaten, in Oesterreich, Rußland und so weiter eine einzige Bank monopolistisch schaltete, aber doch wie in England eine Hauptbank leitend und bestimmend, mit besonderen Vorrechten ausgestattet an der Spitze stände, in welcher der Hauptsache nach der gesamte Geld- und Kreditverkehr seinen Mittelpunkt fände. Ebenso nahe lag es, dabei an bewährte, bereits bestehende Einrichtungen anzuknüpfen und, wenn es auch nicht ganz ohne Schwankungen abging, die preussische Bank zu einer solchen leitenden Stellung, zur Reichsbank zu erheben. Die Vortheile eines solchen Systems lagen auf der Hand: Einheit der Banknote gegenüber der früheren Zersplitterung; planmäßige Entwicklung eines Netzes von Filialen über das ganze Reichsgebiet gegenüber der früheren Unzulänglichkeit; größere Leistungsfähigkeit der Bank in wirtschaftlichen Krisen aller Art; bessere Stütze für den Staat und seine Finanzen; in letzter Linie der dem Prinzip der Bankfreiheit gegenüber den Ausschlag gebende sozial-politische Gesichtspunkt, daß die reichen Erträge des Zettelprivilegs mehr der Allgemeinheit zugute kommen; — unbegrenzte Bankfreiheit hieß Bevorzugung des Großkapitals. Diese Momente haben denn auch, sowohl in den gesetzgeberischen Vorbereitungsmaßnahmen, wie in dem definitiven Reichsbankgesetz vom 14. März 1875, ihre volle Berücksichtigung und ihre Durchführung gefunden.

Unter der langjährigen Leitung ihres Präsidenten, des Herrn von Lohnd, ist dieß Institut mächtig gewachsen, dieß mögen nur einige Ziffern veranschaulichen: im Jahre 1851 betrug der Totalumsatz der preussischen Bank 1417 Millionen Mark, im Jahre 1860 4127 Millionen Mark, 1870 10.000 Millionen Mark, 1880 aber bereits circa 52 Milliarden, 1883 circa 62½ Milliarden Mark. Doch gehen wir etwas näher auf die Haupttheilen der Thätigkeit der Bank ein.

Durch zwei mächtige Kanäle leitet die Bank Kapitalien zu sich, durch das Noten- und Depositen- (Giro-) Geschäft. Während das erstere auf indirektem Wege Kapitalien herbeizieht, nimmt das letztere ganz direkt Baarbestände aus den Kassen der Privaten entgegen, um mit denselben Aktivgeschäfte, besonders Wechselkauf und Lombarddarlehen, betreiben zu können. Bei sonst gesunden Verhältnissen, insbesondere bei einem guten Deckungssystem und bei vorsichtiger Leitung der Darlehensgeschäfte, kann eine Steigerung der Notenausgabe und des Giroverkehrs als ein Gradmesser der allgemeinen Produktivität angesehen werden. Bekanntlich befolgen wir in Deutschland das System der Drittelbaardeckung in Verbindung mit dem Prinzip der Kontingenzierung, demzufolge eine gewisse Maximalgrenze in der Notenausgabe nicht ohne eine Art von Straffsteuer, 5 Prozent des Plus, überschritten werden darf. Bei so vorsichtigem System kann die steigende Zunahme in der Notencirculation gewiß nur als ein Zeichen des steigenden

Verkehr angesehen werden. Es betrug im Jahre 1851 die Menge der zirkulierenden Noten der preussischen Bank 46 Millionen Mark, 1860 244, 1870 489, 1880 735, 1883 737 Millionen Mark. Dem entspricht es, daß auch der Metallbestand der Bank von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in demselben Verhältnis mitgestiegen ist. Es ist Thatsache, daß die deutsche Reichsbank in der Regel einen größeren Barsfonds besitzt, als die Bank von England. Im Jahre 1851 betrug der Metallbestand der preussischen Bank 60 Millionen Mark, 1870 258, 1880 562, 1883 602 Millionen Mark. Trotz aller Unbedenklichkeit bei der Notenausdehnung der Kreditwirtschaft, und wird es daher, auch abgesehen von anderen Gründen, in Theorie und Praxis mit Recht für eine wünschenswertere Entwicklung angesehen, wenn nicht die Noten, sondern die verfügbaren Depositionen oder Girogelder in verhältnismäßig größerer Zunahme begriffen sind. Durch den Giroverkehr wird volkswirtschaftlich der große Vorteil erreicht, daß ein möglichst großer Teil aller zur Zeit verfügbaren Gelder, die sonst brach in den Kassen der Geschäftskreise liegen würden, durch das Medium der Bank jederzeit dem Verkehr flüssig gehalten wird. Zugleich wird durch den Giro- und den damit in engster Verbindung stehenden Checkverkehr der Geschäftswelt unendlich viel an Mühe, Kosten und Zeit erspart, während die Bank zugleich zu den billigsten Bedingungen und, da sie keine Zinsen vergütet, nur gegen die Kosten ihrer Wahrung Kapitalien an sich bringt. Es ist ein Hauptverdienst des Leiters der Reichsbank, worauf derselbe mit Stolz blicken darf, den Giroverkehr in Deutschland nach dem Vorbilde Frankreichs und Englands in wenig Jahren zu hochbedeutender Ausdehnung gebracht zu haben. Während die alte preussische Bank es in den Jahrzehnten von 1850 auf 1860 und 1870 nur zu einer Höhe von 72, respektive 65 und 47 Millionen Mark, und zwar verzinsbarer Depositionen, gebracht hatte, hob sich nach der Einrichtung des Giroverkehrs bei der Reichsbank der Depositionenverkehr von 140 Millionen Mark im Jahre 1876 auf 172 im Jahre 1880 und 209 Millionen Mark im Jahre 1883.

Entsprechend dieser steigenden Entwicklung der Passivgeschäfte der Bank mußten denn auch die Aktivgeschäfte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmen. Beispielsweise hat der Diskontwechselverkehr der Bank seit 1851 geradezu kolossale Dimensionen angenommen. Im Jahre 1851 betrug die Werthsumme der diskontierten Wechsel bei der preussischen Bank 235 Millionen Mark, 1860 1068, 1870 2369, 1880 3549, 1883 3852



Franz von Desregger. (S. 511.)
Zu seinem fünfzigjährigen Geburtstag.

Millionen Mark. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn bei einer solchen Steigerung der Geschäfte von Jahr zu Jahr eine Vermehrung der Beamtenschaft, der Filialen, die nehmend über

Deutschland verbreitet sind, — die Reichsbank zählt deren jetzt 224 — hat eintreten müssen. Insbesondere drängt dazu auch eine von Herrn von Dechend im Jahre 1873 namentlich nach dem Vorbilde der Bank von Frankreich getroffene Einrichtung, die dazu bestimmt ist, dem großen Kapital besitzenden Publikum entgegenzukommen: wir meinen das Comptoir für Aufbewahrung von Werthpapieren, der offenen und verschlossenen Depositionen, das unter Bild unten zeigt. Wie sehr die Zahl Derjenigen gewachsen ist, welche die Sicherheit der Bankstellen ihren eigenen Geldpünden vorziehen, — zudem besorgt die Bank gegen geringe Vergütung die Coupons- und Verloosungskontrolirung — zeigt nicht nur die unverhältnismäßig große Zahl der Beamten dieses Ressorts (100 gegen circa 1200 der Hauptbank und ihrer Filialen), sondern jumeist die Statistik der deponirten Stücke und Werthe. Ende Dezember 1873 bezifferte sich der Werth der sogenannten offenen Depositionen auf 123 Millionen Mark, 1880 schon auf 866 und 1883 sogar auf 1 Milliarde 237 Millionen Mark. Geradezu verblüffend ist die Anzahl der Effektenarten, sowie der Papiere, auf welchen die Verloosung kontrolirt werden muß, sie beträgt 2729, respektive 1,761,017 Stücke. Der Bequemlichkeit der Geschäftswelt dient noch eine zweite Einrichtung: die sogenannten Abrechnungsstellen (Clearing-house) der Bank, deren dieselbe im Ganzen 9 in den großen Städten besitzt. Zweck derselben ist, den Austausch der Forderungen zwischen den großen Bankhäusern unter einander und mit der Bank zu erleichtern. Um dem Leser einen Begriff von den riesigen Summen zu geben, die in Berlin umgekehrt werden, nur zwei Ziffern: im Monat Dezember 1883 betrug der Umsatz circa 888 Millionen Mark, im Juli 1884 1 Milliarde 17 Millionen Mark.

Man sieht, mit dem Wachstum und der Erstarkung des deutschen Reichs sind auch seine großen Institute mitgewachsen. Wie aber das Reich auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete sich noch vor die Lösung weiterer großer Aufgaben gestellt sieht, so hält auch die Verwaltung der Reichsbank ihr Werk noch nicht für abgeschlossen. Es gilt, dasjenige, was sie für den Binnenverkehr so rühmlich geleistet hat, auch für den überseeischen Verkehr Deutschlands anzustreben, für den bisher alle ähnlichen Einrichtungen wie die Reichsbank fehlen. Seit der zielbewußten Inaugurirung der Kolonialpolitik von Seiten des Reichstags ist das Bedürfnis nach einer überseeischen Bank so stark hervorgetreten, daß ihre Einrichtung durch das Reich als gesichert anzunehmen ist.



Aus der Reichsbank in Berlin: Das Comptoir für Werthpapiere. Originalzeichnung von E. Koch. (S. 507.)



Die Zitherspielerin. Nach einem Gemälde von Franz Defregger. (S. 511.)

Albumblatt.

Waldlied.

Wenn der Frühling naht
Und auf jedem Pfad
Bunte Blumen blühen mannigfalt,
Lodt es laut hinaus
Aus dem stillen Hans
In den grünen, grünen Tannenwald.

Wenn das Sonnenlicht
Durch die Zweige bricht,
O wie schön ist's da im dunklen Wald,
Wo das Eichhorn springt
Und die Drossel singt
Und des Kuckucks Ruf dazwischen schallt.

Und im Waldrevier
Naht die Liebe mir
In des Jägermädchens Huldgestalt,
Und mein schönstes Lied
Sang ich, wenn ich schied,
Deinem Sauber, o geliebter Wald.

Mus.: „Sängers Erdemollen“. Fehr- und Wanderjahre von Illi Schanz.
Kreuzig, C. S. Chelle.

Der Uebersall.

Eine Erzählung aus Arkansas

von

Bilg. Rückert.

(Nachdruck verboten.)

„Also, Alles in Allem erwogen, die Unternehmung ist allerdings mit einigen Gefahren verknüpft, doch der Gewinn ist dafür desto größer; was sagt ihr?“

„Ich meine, wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“

„So hör' ich es gerne, doch, Nette, weshalb schüttelst Du den Kopf? — Bedenlichkeiten?“

„Ich will euch was sagen, Boys, bis hieher haben wir noch immer von Glück sagen können, ich möchte sagen, ein verurteiltes Glück hat uns geholfen, aber — trauen wir demselben nicht zu sehr — Aufsehen genug haben unsere Thaten so wie so schon gemacht; man ist wachsam geworden, man spürt überall nach uns — es wäre weiser gehandelt, wir verließen das County und beuteten eine weniger erregte Gegend aus — freilich, die Beute wäre anständig, sie hülfte uns auf die Beine, aber —“

„Mit Wenn und Aber kommen wir nicht durch die Welt, sage einfach, bist Du mit dabei oder nicht?“

„Laß mich erst noch einmal überlegen.“

„Freund! Es steht geschrieben, wer mich verläßt, den werden die Leute auch verlassen, und wer —“

„Halte das Maul mit Deinen Bibelsprüchen; ist mir je ein größerer Schutz vorgekommen mit frommen Worten! Ich glaube, Du würdest, ehe Du einem armen Schächer das Messer in die Kehle stieße, demselben noch vorher einen Psalm vorsingen.“

„Freund, ich sage Dir, keinem Werke kann es zum Nachtheil gereichen, wenn dabei das Lob des Höchsten gesprochen wird, zum Beispiel —“

„Genug — Nette, lange den Whisky her!“

Die drei Strolche, welche dieses Gespräch führten, saßen in einer von steil abfallenden Felsen eingefassten Schlucht, welche meilenweiter Urwald umgab, und schwerlich konnte der Staat Arkansas einen besseren Versteck aufweisen. Kein Pfad führte zu demselben, der einen herumstreichenden Jäger aufmerksam gemacht hätte, kein noch so geübtes Indianer-auge wäre im Stande gewesen, den Zugang zu derselben zu entdecken, selbst der Adler, der hoch in der Luft schwebte, hätte mit seinen scharfen Augen schwerlich die grüne Laubbede durchdrungen, welche die auf dem Rande der Felsen stehenden Bäume darüber breiteten. Ein beobachtendes Auge würde sich vergeblich gefragt haben, auf welche Weise die drei Männer in dieses Gefängnis gekommen seien, denn fast von allen Seiten starrten unersteigliche Felsmauern, und nur ein kleines Bächlein, welches in einem kurzen, scharfen Bogen am Grunde sprudelte und aus dem Gestein zu kommen und wieder in ihm zu verschwinden schien, ließ vermuthen, daß dasselbe den Weg mit der Augentwelt abgab.

Die Bewohner dieses abgechiedenen Winkels lagen rauchend im Graße vor einer primitiven Hütte, welche aus leichten Baumstämmen zusammengesetzt war, mit Moos und Erde verstopft und mit Zweigen bedeckt war, darauf deutete, daß ihr Gebrauch nicht für eine lange Dauer berechnet war, in einer Ecke der übrigens kleinen, schmalen, doch länglichen Schlucht hing an einem Baume ein eben ausgeweideter Hirsch, dessen eine, soeben losgetrennte Keule sich am Spieße über dem Feuer drehte. Sonst sah es ziemlich behaglich in dem von der Natur gebauten Wohnplatze aus; es war ein Versteck, wie ihn Liebende in ihren überschwenglichen Träumen nicht findiger ersinnen konnten; jedenfalls haben aber diese das mit den Verbrechern gemein, daß sie vor menschlichen Augen thumlich versteckte Ruheplätze suchen, und einen solchen bot der eben beschriebene in jeder Hinsicht.

Seltam genug kontrastirten mit dem idyllischen Winkel

die Gesichter der Sprechenden; alle Spuren eines vergangenen, gegen das Gesetz kämpfenden Lebens waren in ihren unschönen Zügen ausgeprägt. — Der, welcher den Spieß drehte und den Spitznamen Nette führte, hatte noch das erträglichste Gesicht, indem nicht allein der thierische Muth, sondern auch eine gewisse humoristische Pfliffigkeit aus demselben sprach. Das Gegentheil davon zeigte der „Methodist“ Warren, seine herabgezogenen Mundwinkel und seine Augenlider, welche an einem ewigen frommen Augenausschlag laborirten, sowie seine salbungstriefende Sprache kennzeichneten ihn im Verein mit den kalten und grausamen Blicken als den das Gotteswort mißbrauchenden Bösewicht, wie er oft beschrieben ist. Der Dritte im Bunde hatte eine herkulische Gestalt, auf Energie deutete das vorgehobene Kinn und der feste Schnitt der Mundwinkel, man sah es ihm an, daß er ein Hinderniß, welches sich ihm entgegenstellte, zu beseitigen wissen werde, gleichgültig, ob dasselbe ein Menschenleben oder ein Baumstamm sei. Jede Bewegung seines Körpers, jeder Blick seiner Augen ließen in ihm den Anführer erkennen, der auch wohl gegen eine größere Anzahl Untergeordneter seinen Willen durchgesetzt hätte.

Die Whiskyflasche hatte die Runde gemacht, und überlegend starrten die Männer in das Gras, noch einmal das Für und Wider des Wagnisses überdenkend.

„Die beiden Hunde,“ sagte Nette, „könnten wir wohl mit unserem alten Mittel unschädlich machen.“

„Das ist das Wenigste,“ antwortete Wike, der Anführer.

„Nun gut — angenommen, diese wären besorgt, was dann?“

„Was dann? Gewissermaßen können wir dann unsere Arbeit mit eben solcher Ruhe fortsetzen, als wenn wir hier dieselbe verrichteten.“

„Noch nicht, Freund, Du vergißt den Fremden, der in demselben Flügel schläft.“

„Der wird schlafen wie eine Ratte, ich kenne diese Stadtherren, nach der heutigen Jagdpartie — Bliß und Schlag, gerade deswegen muß heute die Sache vor sich gehen, hole der Geier eure Einwendungen, sagt, habt ihr es je bequemer gehabt, oder werdet ihr es je wieder so bequem haben können? Wir fahren wie große Herren in aller Bequemlichkeit vor, laden unsere Beute in unser Fahrzeug, fahren zurück in einen Versteck, wie ihn der liebe Gott nur einzig und allein auf der ganzen Welt eigens für freie Leute gemacht hat, und können hier mit aller Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten — ich begreife euch nicht.“

„Alles recht gut, Wike,“ sagte Nette, „aber Du vergißt, ein einziger Fehltritt bringt uns Alle in den Tod, der alte Douglas konnte sich nicht sicherer aufbauen, nicht einmal eine Leiter können wir verwenden, das Hinaufsteigen möchte wohl noch gehen, aber wer will mit der Last wieder den Weg so schnell zurücksteigen, wie es der Umstand verlangt. Ja, ja, Wike, es wäre eine schlechte Sache, unvorbereitet mit unserer sündigen Seele zu verunglücken.“

„Nun,“ sagte der so in's Gewissen Geredete, „so macht einen andern Vorschlag — ich gebe zu, gefährlich ist die Sache, was sollen wir aber anders thun? — Fort müssen wir von hier, alle anderen Farmer sind so wachsam geworden, seitdem wir den Pöbel ausgeplündert haben, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, von Jenen etwas zu holen. Douglas ist der Einzige, der auf seinen natürlichen Schutz und auf seine vielen Leute traut — aber, wie ihr wollt, nur sagt, ob uns noch ein rother Cent zu Gebote steht? — Und dann rechnet, wenn es glückt — welches glänzende Geschäft!“

Die Wahrheit dieser Ansprache mochte den Anderen einleuchten, schweigend und finster starrten sie in das Grüne. „Könnten wir nicht bei dem Geistbill die Waaren versetzen? Er würde doch immer einen christlichen Verdienst daran haben.“

„Unsinn, Warren! Der Geistbill gibt uns erstens keinen Dollar für dieselben, und zweitens wäre es gefährlich für ihn, sie im Hause zu haben, man beargwöhnt seinen Store schon so wie so und ihn am meisten.“

„So mag er uns borgen; zum Donner, hat der schuftige Kerl nicht das ganze Geld geschluckt, das wir mit Gefahr unseres Lebens verdient haben?“

„Alles nichts, Nette! Du weißt so gut wie ich, daß der Geistbill seine Leute kennt und sich gesichert hat, schlage etwas Anderes vor.“

Wieder herrschte ein dumpfes Brüten — da hob Warren plötzlich seinen Kopf in die Höhe und sagte:

„Halt, Freunde — hört zu, der Herr war seinem Knechte gnädig und hat mir einen gescheiterten Gedanken gegeben — ihr wißt, über dem Wasser ist ein flacher Felsvorsprung, dort könnte man eine Leiter ansetzen.“

„Wo aber eine solche hernehmen?“

„Die Güte des Herrn weiß für seine Auserwählten tausend Wege zu finden und verleiht ihnen Flügel, um gesunden Fußes über den Abgrund zu setzen — Josias Geistbill besitzt — in seinem Waarenschuppen wird sie gebraucht — eine Leiter, die lang genug ist, um uns sündige Kreaturen gefahrlos in das Nest des Rabob zu bringen.“

Seine beiden Kumpare hatten aufmerksam zugehört, denn sie wußten, wenn der fromme Mann einen Vorschlag machte, daß derselbe gewöhnlich ausführbar und gut berechnet war; dennoch wiegte der Anführer bedenklich mit dem Kopfe, während Nette den Zeigefinger nachdenkend an die Nase legte.

„Mit dem Felsvorsprung geht es, und mit der Leiter auch, aber abgesehen davon, ob sie Geistbill herausgeben wird, wie schaffen wir dieselbe zum Blase?“

„O ihr Kleingläubigen! Stehet nicht geschrieben... doch, was predige ich Ohren, die nicht hören wollen! Der Teufel soll den blutigen Schuft holen, wenn er sich sperrt, er ist diese Gefälligkeit uns schuldig, laßt mich nur ein Wörtlein mit ihm reden, und was den Transport betrifft — liegt seine gottverdamnte Schenke nicht an demselben Gewässer, an welchem stromab Douglas' Besitzthum liegt. Ist es eine Anstrengung der Rede werth, wenn wir aufpassen, wie der geeignete Fluß uns dieselbe zuführt.“

„Fürwahr,“ sprang Wike auf, „Warren hat Recht, daran nicht gleich zu denken. Doch, was machen wir nachher mit der Leiter?“

„Ei,“ sagte der nun auch sich interessirende Nette, „wir lassen sie einfach weiter schwimmen, bis in den Mississippi, gleichviel, wahrhaftig, ich möchte die blödsinnigen Gesichter sehen, wenn sie nach Spuren suchen; so gut wie der Adler in der Luft keine hinterläßt, ebenso hinterläßt das Wasser auch keine.“

„Aber wenn uns Geistbill im Stich läßt?“

„Ueberlaßt das mir, ihr falschen Propheten! Sagte ich euch nicht, daß ich ein Wörtlein weiß, welches Wunder bei ihm verrichtet? Bereite das Mittagmahl, Freund Nette; wenn ich den Hunger gestillt und den Leib durch einen kurzen Schlummer gestärkt habe, will ich mich aufmachen und gen Zion ziehen.“

„So sei es, Warren,“ sagte kurz und bestimmt der Anführer, „und nun zur Mahlzeit!“

Das Besitzthum des alten Farmers Douglas breitete sich am rechten Ufer des Arkansas aus, wo es ein Gebiet umfaßte, welches theilweise noch von den letzten Ausläufern des Ozargebirges durchsetzt war; auf einem solchen, der seine letzten Felsmassen bis dicht zum Flusse gesandt hatte, befand sich das Wohn- und die Wirtschaftsgebäude des Eigentümers, welche dieser, der früheren Indianereinfälle wegen, auf diesen von der Natur wie zu einem Fort ausgerechneten Plaze gebaut hatte. Der Felsen stürzte nach der Flußseite fast jäh in den ziemlich schnell fließenden Arkansas ab, ebenso nach den zwei anderen Seiten, während nur von einer derselben, derjenigen, welche flussabwärts sah, eine Aussicht möglich war. Diese war wohl in früheren Zeiten stark befestigt gewesen, so daß ein Eindringen dortselbst ebenso zu den halben Unmöglichkeiten gehörte mochte, wie an jeder andern Platte. Jetzt war diese indessen nur durch ein leichtes Gatterthor geschlossen. Das Wohngebäude, ein fester, massiver Steinbau, mit spitzem Dache, stand hart auf dem Felsen am Wasser, so daß man aus den Fenstern desselben direkt hineinpringen konnte. Von dort bot sich eine herrliche Aussicht über den Strom und meilenlanges Prairieland, unterbrochen von herrlichen Baumgruppen, gleich Festons, mit blühenden Schlingpflanzen behangen.

Nach der Landseite zu blickte das Haus auf den von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof, auf welchem sich Federvieh und Tauben, sowie ein gezähmter närrischer Waschbär tummelten. Am Fuße des Felsen schlossen sich die ausgebehten Felder an, auf welchen Mais und Weizen, und, charakteristisch für Arkansas, bereits die Baumwolle gebaut wurde. Außer diesem zog Douglas auch noch eine ziemlich bedeutende Schafzucht, welche auf den leichten Höhen trefflich gedieh.

Der Abend mit seiner hier bereits stark in's Südliche spielenden Färbung war düstig heraufgezogen, als eine junge Dame, begleitet von einem Knaben von acht Jahren, auf den terrassenartigen Plaz trat, der vor dem Thore befindlich war, und aufmerksam in die Ferne spähte.

„Sie bleiben lange,“ sagte die junge Dame, „Papa sollte doch ein Einsehen haben.“

„Freilich sollte er das,“ versetzte der Knabe, ein für sein Alter schon ziemlich großes Kerlchen, „aber er will nie davon etwas hören, wenn ich mit zur Jagd will, und doch kann ich schon so gut den Pony reiten wie ein Großer.“

„Rein, Du Schelm,“ lachte das junge Mädchen silbern auf, „immer denkst Du nur an Dich; ich meine, Papa sollte nicht so lange fortbleiben.“

„Ach so, nun, Deine Ungeduld wird sich bald geben, sieh, dort kommen sie.“

Eine Staubwolke in der Ferne schien allerdings des Knaben Ansicht zu bestätigen.

„Sage einmal, Betty,“ fuhr er fort, „weßhalb ist denn der Papa so freundlich gegen den Herrn Brown, daß er sogar ihm zu Ehren, trotzdem wir uns mitten in der Cente befinden, eine Jagd angestellt hat?“

„Was weiß ich,“ klang es kurz zurück — „Papa wird den Gast doch wohl ehren wollen.“

„Weißt Du, Betty, soll ich Dir die Wahrheit sagen, mir gefällt er nicht.“

„Laß das nur Keinen hören — weßhalb denn nicht?“

„Ach der — eine spöttische Handbewegung begleitete diese Worte — „ich weiß es selbst nicht — aber er sieht mir nicht gut genug aus.“

„Was verstehst Du davon, — ist er nicht ein schöner Mann?“

„Das kann sein, aber — weißt Du, Betty, er sieht so aus, nun — gerade so, als ob ich ihn mit meinem kleinen Finger umstoßen könnte.“

Laut auf, doch auch etwas gezwungen, lachte seine Schwester — „Du Riese!“

„Nun ja,“ antwortete dieser hartnäckig, „so ist es — da lebe ich mir doch den Nachbar Roberts, ja, das ist ein anderer Mensch, vor dem wir Knaben Respekt haben.“

Eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten das Gesicht der jungen Dame, so daß sie verlegen mit ihrem Taschentuche sich über die heiße Stirn fuhr.

„Ich glaube, in zehn Minuten werden sie hier sein,“ sagte sie ablenkend.

„Weßhalb ladet denn der Vater den Master Roberts nicht öfter zu uns?“

„Aber, Harry, haben wir darnach zu fragen? — frage doch den Papa — doch nein, frage ihn nicht — er könnte böse werden.“

„Aber weßhalb soll ich den Papa nicht fragen? Gut, nächstens sage ich ihm, daß ich den Master Roberts recht gern sehe, und Du auch, — lieber, wie den langweiligen Gilbert.“

Er wollte noch mehr sprechen, doch sein Mund schloß sich, zugehalten von den Händen seiner Schwester.

„Thust Du das, Harry, ich rede kein Wort mehr mit Dir! — Was soll der Vater denken — und den schönen Gurt, der Dir so gefällt, — ich sticke keinen Stich mehr daran, Du kannst es glauben. — Versprich mir, kein Wort davon — oder — ganz gewiß, Du wirst kein freundliches Gesicht mehr von mir sehen.“

„Nun, wenn Dir so viel daran liegt, so brauchst Du mich auch gerade nicht für eine Plaudertasche zu halten; aber was wahr ist, ist wahr; wenn ich an des Vaters Stelle wäre, den Mr. Roberts — sieh' da, sieh', wenn man von jemand spricht, ist er nicht weit; er ist dabei, sie müssen ihn unterwegs getroffen haben.“

Die junge Dame sah nach der angezeigten Richtung und entdeckte statt der erwarteten zwei, drei Reiter, die von einigen Gehäusen gefolgt und von einer Meute Hunde begleitet waren. Schnell zog sie einen kleinen Taschenspiegel hervor und trat hinter ein am Rande stehendes Gebüsch, um ihr Aeußeres zu mustern. Rasch waren einige widerstrebige Haare gerade gestrichen, — sie konnte zufrieden sein, aus dem blinkenden Glase blickten ihr zwei braune Augen entgegen, die sehr süß aussehenden Mustern, wenn sie das wollten, das regelmäßige Gesichtchen hatte zwar einen leicht angehauchten bräunlichen Teint, doch klebte er zu den schwarzen Haaren und Augenbrauen allerliebst.

(Fortsetzung folgt.)

Haarfärbemittel.

Eine kosmetische Betrachtung

von

Dr. Heinrich Boeckhe-Reich.

(Nachdruck verboten.)

Das Färben der Haare ist ein sehr alter Brauch, sei es, um deren Farbe zu ändern, falls sie den Färbesprüngen der wankelmütigen Mode nicht entspricht, sei es, um dem ehrwürdigen Schnee des Alters die trügerische Maske der Jugend zu geben. Schon die Damen des alten Rom verstanden es, wie Ovid, Valerius Maximus, Plinius, Martial und Sueton erzählen, ihre Rabenlocken durch eine „latavische“ Lauge hellgelb zu färben. In allen Ländern, bei allen Völkern, wilden wie civilisierten, ist diese Färberei im Schwange, doch mit einem sehr wesentlichen Unterschiede: während die Wilden — auch in dieser Hinsicht „bessere Menschen“ — und Halbcivilisierten sich mit Säften und Extrakten aus dem Pflanzenreiche begnügen, in welchen ihr beschränktes Wissen färbende Eigenschaften erkannte, haben die Civilisierten den Vortheil, dank den Fortschritten der modernen Wissenschaft, ihre Färbematerialien fast in unbegrenzter Menge beschaffen zu können. Mit den vegetabilischen Farbstoffen, die hauptsächlich zu den Pflanzenfamilien Leguminosae und Hibiscus gehören, wollen wir uns hier nicht weiter beschäftigen, sondern mit den metallischen, die heutzutage die allgemeinste Anwendung finden und oft der Gesundheit recht nachtheilig werden können.

Es ist kaum nötig, ein Wort über den Aufschwung der Fabrication von Haarfärbemitteln zu sagen, ein Blick in die Tagesblätter mit ihren vielfachen kosmetischen oder Schönheitsmittelanpreisungen genügt. Aber sehr zu beweisen ist, daß dieser Aufschwung die Folge bemerkenswerther neuer Entdeckungen in Herstellungsweise oder Art der Ingredienzien ist, welche für diesen Zweck zur Anwendung gelangen; nur die Zahl, nicht der innere Werth hat zugenommen. Im Jahr 1872 wurden in England zehn der verbreitetsten Haarfärbemittel chemisch untersucht, und alle enthielten in irgend einer Gestalt als wirksamen Bestandtheil Blei. 1878 ließ die Regie der medizinischen Zeitschrift „Lancet“ einundzwanzig solcher Mittel prüfen, siebenzehn enthielten Blei. Das in Deutschland angepriesene „Haar-Naturalisierpräparat“ enthält essigsaures Blei, das „Eau de Pées“ salpetersaures Blei. Die neuesten diebzüglichen Errungenschaften stehen meistens auf demselben Standpunkte. Dieß ist um so erstaunlicher, wenn man erwägt, ein wie großer Theil der Menschheit zu dieser Kunstgriffe greift, wie gefährlich der dauernde Gebrauch solcher giftigen Mittel sein muß, wie die klarere Erkenntniß der wissenschaftlichen Gesetze der Färbekunst die Anwendung erleichtert, hauptsächlich endlich wie die meisten dieser chemischen Mittel das Haar schädigen müssen. Es ist ernstlich vor Bleivergiftungen zu warnen, wenn sie auch nicht alle eine so tragische Gestalt annehmen, wie vor etwa zwanzig Jahren eine französische Zeitung („Echo médical“) berichtete: Ein alter, eifriger Schulmeister färbte sein Haar durch Reiben mit über dem Lichte geschwärzter Bleisölze. Er erkrankte und starb an einem Gehirnleiden, das durch eine entartete Stelle im Gehirn entstanden war, in welcher die chemische Analyse Blei auffand.

Das Haar ist nach Bau und Zusammensetzung im Grunde, die meisten in der Zeugfärberei benützten Farbstoffe und auch manche Gemische Substanzen aufzunehmen, die in gewannter Industrie nicht

angewandt werden und auch nicht angewandt werden können. Es ist zum Beispiel nicht nur porös und deshalb der Einwirkung gewöhnlicher Farbstoffe zugänglich, sondern es enthält auch eine beträchtliche Menge Schwefel und ist deshalb für wirksame Eindringen der meisten Metallsalze geeignet, die nicht zu den eigentlichen Färbematerialien zu zählen sind. Diese letztere Eigenschaft ist es, welche die Haarfärbemittel in so ausgebreiteter Aufnahme gebracht hat. Wird die Lösung eines löslichen Bleisalzes, zum Beispiel des essigsauren, auf das Haar gestrichen, so nimmt dieses einen Theil auf und färbt sich nach der Größe seines Schwefelgehaltes schwarz, indem ein schwarzes Schwefelblei entsteht. Da nun helle Haare stets mehr Schwefel enthalten als dunkle, so sind die Bedingungen für günstigste Färbewirkung vorhanden. Neben lösliche Salze des Quecksilbers, Silbers, Wismuths, Goldes und anderer Metalle haben dieselben Erfolge; die Tiefe der hervorgerufenen Farbe hängt in allen Fällen von der Stärke der Lösung und von der Schwefelmenge im Haar ab. So war eine Zeitlang ein Haarfärbemittel stark im Gebrauch, das als Geheimmittel in 30 Gramm parfümirten und gefärbten Wassers je 12 Centigramm Quecksilberchlorid und Salmiak enthielt, kräftig färbte und trotz seiner giftigen Gifftigkeit keine anderen üblen Folgen hatte, als daß gegen die Einwirkung nicht genügend geschützte Schmuckgegenstände etwas litten. Dieses Präparat war in Gebrauch, lange bevor Dr. Gell Anderson seine wunderbare Entdeckung eines neuen Haarfärbemittels in die Welt setzte, das die Haare in noch nie da-gewesener Weise schwarz färbte. Es bestand in der Anwendung zuerst von Quecksilberchloridlösung und dann hinterher einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron. Letzteres hatte den Zweck, den im Haare fehlenden Schwefel zu ersetzen, damit das Quecksilber durch genügende Zersetzung die schwarze Färbung hervorbringen konnte. Zu wirksamer Anwendung dieses Haarfärbemittels ist stets zu beachten, daß die schwefelige Lösung viel stärker sein muß als die des Quecksilbersalzes, daß die letztere zuerst aufzutreiben ist und auf den Haaren vollständig trocken geworden sein muß, bevor die Natronlösung zur Anwendung kommt.

Es ist bemerkenswerth, daß fast alle bleiblichen Haarfärbemittel gleichartig sind: sie enthalten alle eine gewisse Menge Blei in Lösung, und Schwefel und Schwefelcalcium in Vertheilung. Dieß zeigt entweder von einem betrübenden Mangel an Erfindungsgeist, in dieser kosmetischen Richtung etwas Neues an das Licht zu stellen, oder von einem bedauerlichen Beharren, dem bösen Beispiele Anderer zu folgen. Es läßt sich anders gar nicht erklären, weshalb die Mehrzahl der neu angepriesenen Mittel mit so rührender Treue an dem Schwefelprogramm hängt. Entweder wird dieser in dem guten Glauben zugefügt, daß er dem in den Haaren enthaltenen Schwefel bei Zersetzung des Bleisalzes hilft, oder er wird als Täuschung zugefügt, um die wahre Natur des Mittels zu verbergen. Beides ist unverzeihliche Thorheit. Wissenschaftlichen Charakters sind einige wenige Präparate, in welchen Schwefel und Blei in Lösung der unterschwefelsauren Verbindung vorhanden sind. Unterschwefelsaures Blei ist in Wasser unlöslich, aber löslich in einem Ueberschuß von unterschwefelsaurem Natron; wird zu einer Lösung gewöhnlichen essigsauren oder salpetersauren Bleis so viel Lösung von unterschwefelsaurem Natron zugefügt, daß der anfänglich entstehende Niederschlag sich löst, so hat man eine genaue Nachbildung dieser Art Haarfärbemittel, die viel eleganter aussehen als die erstgenannten. An der Luft und unter Einwirkung des Sauerstoffes derselben zerfallen sie sich im Haar zu dunkelbraunem Schwefelblei, außerdem haben sie für den Fabrikanten den Vortheil, daß bei Gegenwart eines Ueberschusses unterschwefelsaurer Verbindung das Blei durch die gebrauchlichen Reagentien, wie verdünnte Salzsäure oder Jodkalium, nicht so leicht zu entdecken ist.

Eine neue Art Haarfärbemittel brachte kürzlich der „Moniteur Scientifique“ in Vorschlag, eine metallische Tinktur, in welcher statt des Bleis ein unschädliches Metall die Basis bildet. Diese soll, in kurzen Worten, eine ammoniakalische Lösung eines weinsauren Wismuthsalzes sein, der eine dem angewandten Gewicht des Wismuths entsprechende Menge unterschwefelsauren Natron zugelegt wird. Es entsteht eine farblose Lösung, die an der Luft sich zu Schwefelwismuth zersetzt. Sie ist völlig unschädlich, dürfte aber wohl schwer die Gunst des betreffenden Publicums finden, da die Wirkung nur äußerst langsam eintritt und selbst nach langem Gebrauche das Haar nur kastanienbraun färbt. Bequemer kann man zu etwaigen Versuchen dieses „Schönheitsmittel“ haben, wenn man eine schwache Lösung von citronensaurem Wismuth und wässrigem Ammoniak bereitet und im Ueberschuß des Wismuths unterschwefelsaures Natron zusetzt. Eine Veränderung tritt erst bei Zutritt eines, wobei sich Ammoniak verflüchtigt und langsam Schwefelwismuth entsteht.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei den meisten und auch mit den schon genannten Metallsalzen in Lösung eine augenblickliche und kräftige Haarfärbung eintritt, wenn man nach Bestreichen der Haare mit der metallischen Lösung ein lösliches Sulfid anwendet, zum Beispiel Schwefelammonium, Schwefelkalium. Dieses Verfahren hat nur zweierlei gegen sich: den höchst unangenehmen Geruch der Schwefelverbindungen und die Nothwendigkeit, zwei Lösungen in zwei Flaschen führen zu müssen.

Silberhalbe, namentlich das Silbernitrat (Höllenstein), dienen seit langer Zeit als Haarfärbemittel, sind wahrscheinlich die am besten bekannten und auch wirksamsten und werden wohl stets die meiste Beachtung finden trotz des Uebelstandes, daß sie auch die Haut färben. Eine Höllensteinlösung kann entweder für sich allein oder mit in Ueberschuß zugefügtem Ammoniak (Salmiakgeist) oder mit einem Sauerstoff entziehenden (desoxydirenden) Mittel, zum Beispiel Pyrogallussäure, angewendet werden. Wird eine einfache Lösung von Silbernitrat in Gegenwart organischer Substanz, zum Beispiel animalischer Gewebe, dem Lichte ausgesetzt, so verbindet sie sich schnell mit dieser und bildet eine unlösliche schwarze Substanz. Welche chemischen Vorgänge dabei stattfinden, ist noch nicht völlig ermittelt. Natürlich kann eine solche Lösung bequem auf die Haare gebracht werden, aber sie beeinflusst nicht allein diese, sondern auch die Haut und jede damit in Berührung kommende organische Substanz, wie die Kopfbedeckung, und dieß ist ein großes Hinderniß der Anwendung einer einfachen Höllensteinlösung. Die Ammoniaklösung des Silbernitrats beseitigt diesen Uebelstand einigermaßen, aber nicht vollständig. Sie zerfällt sich zwar schneller, aber auch sie schwärzt die Haut und andere Substanzen, selbst wenn die größte Sorgfalt beobachtet wird. Bei Zusatz eines reduzierenden Mittels wie Pyrogallussäure erfolgt die Zersetzung fast sogleich, deshalb muß diese Art Haarfärbemittel in zwei Flaschen getrennt werden, was ein Hauptemwand gegen die Anwendung dieses sonst

so zweckdienlichen Mittels ist. Wegen der schnellen Zerfallsbarkeit ist das angepriesene „chinesische Haarfärbemittel“ eine höchst unchemische und verstandlose Zusammenfügung, denn es enthält gemischt Höllenstein, Gerbsäure und Ammoniak, färbt sich dunkel, scheidet schon nach einem Tage Silber aus und verliert natürlich mit der Zeit fast alle Färbekraft.

Der Pariser Gesundheitsrath erklärte kürzlich auf Grund genauer Analysen folgende Mittel für Haarfärbe als besonders schädlich, da sie Blei- und Silberhalbe enthalten: Eau Figaro, Eau du Serpent, Eau des Rochers, Eau de Castille, Eau des Pées, Eau Charbonniers, Eau Anthéropélique, Eau Allen, Eau de Ninon, Eau Magique, Epilaine, Mancini, Eau Lemoine, Eau des Visites, Eau de Bérénice.

Sollte Jemand auf den absonderlichen Geschmack verfallen, in der Farbe wechselndes Haar zu tragen, so können Eisenoxydul und Eisenoxydsalze, in verschiedenen Verhältnissen oder auch gemischt, mit Lösung von Pyrogallussäure angewandt werden. Man kann damit schon indigoblau bis grasgrüne Haare erhalten.

Wahrscheinlich bildete die schnelle Oxydation der Pyrogallussäure das Haupthinderniß ihrer allgemeinen Anwendung als Haarfärbemittel, während sie doch eine der besten, sichersten und andauerndsten Färbesubstanzen ist. Für etwaige Erfinder seien zwei ausbeutende Winke gegeben: ein geringer Zusatz von schwefeliger saurem Natron zu einer wässrigen Lösung von Pyrogallussäure erhält diese sehr lange Zeit unverändert; dieser Zusatz hindert nicht im geringsten die Fähigkeit dieser Lösung, auf Zusatz einer Lösung von kohlensaurem Ammoniak kräftige Färbemittel aller Nuancen zu geben.

Zum Blondfärben dunkler Haare dient das Wasserstoffhyperoxyd (Auricom) in etwa zehnter Volumlösung. Ein Friseur in London liefert weißes Haar, wahrscheinlich wendet er eine zwanzigste Volumlösung mit starkem Ammoniak an, wodurch das Haar zwar vollständig entfärbt und gebleicht, aber auch sehr geschwächt und unbrauchbar wird.

Es sei gestattet, noch einen Wink für Erfinder zu erwähnen: wenn das Wasserstoffhyperoxyd zum Bleichen der Haare wirksam ist, sollte es sich in zweckmäßiger Verdünnung nicht auch als ein Mittel gegen Leberflecke, Sommersprossen und dergleichen bewähren können?

Franz von Defregger.

Zu seinem fünfzigjährigen Geburtsfeste.

(Porträt S. 508 u. Bild S. 509.)

In Dölsach, der Hauptgruppe des in vier Abtheilungen zerstreut daliegenden Dorfes Schönaich im Pustertale (Tyrol), steht am Bergeshang ein altherwürdig Kirchlein und unterhalb des Kirchleins, nahe dem Saum eines Fichtenwäldchens, ein schlichtes, von Flieder und Eichen umschattetes Bauernhaus, rückwärts in den aufsteigenden Berg gehoben, nach Landesitte im Erdgeschoß von Stein, oben von Holz erbaut, Stiege, Gebälk und Dach, Alles in jener rohen Gestaltung, wie sie dem Bedürfniß des Tyroler Bauern entspricht — das ist der Ederhof Nr. 9, das Heim Franz Defregger's, in dem er am 30. April 1835 zum ersten Mal in die Welt geblickt, der Sohn eines Bauern.

Unterhalb dieses Hauses liegt, in ephemererem Trümmern, das Schloß Waldstein, dem Volksmunde nach (die Chronik schweigt hierüber) das Stammeschloß Wallenstein's, des gewaltigen kaiserlichen Feldherrn; über Schloß und Bauernhof aber ragen hoch die schimmernden Firnen des Zwölferfokels, des Hochstadlers, der Glöckspitz — eine Umgebung, recht dazu angethan, in die empfängliche Seele des Knaben jene künstlerischen Keime zu legen, deren Entfaltung die ungünstigen äußeren Verhältnisse nicht zu hemmen vermochten.

Nachdem Franz die Dorfschule beendigt, statt Buchstaben und Ziffern „Manderln“ in seine Schulhefte gemalt und schon frühe manchen guten Kampf um seine Kunst gekämpft, hütete er, größer geworden, seines Vaters Rühr und Ochsen und malte und schnitzte dabei allerlei Figuren — das Bilden und Formen lag einmal in seiner Hand. Als er nach dem Tode seines Vaters (1857) den Hof übernehmen mußte, gelang ihm die Verwaltung desselben so wenig, daß er ihn verlor und, seinem Drang zur Kunst folgend, nach Innsbruck ging, um Bildhauer zu werden. Sein dortiger Lehrer aber, des Schülers eigenen Verus richtig erkennend, sandte ihn nach München, wo er an der Kunstakademie Aufnahme fand. Da ihm jedoch das Klima der Isarstadt nicht zusagte, ging er nach Paris und von da in seine Heimat; 1864 kehrte er wieder nach München zurück und wurde Schüler Piloty's. 1868 trat er mit seinem ersten bedeutenden Werke: „Joseph Spedbacher“ auf, das durch die echt dramatische Behandlung der Szene und die treffende Charakteristik seinen Ruf begründete; später wandte er sich mehr der Schilderung des friedlichen Volkslebens seiner Heimat zu, auf welchem Gebiete er die größten Triumphe gefeiert und durch die gediegene, wahre Auffassung der Volksnatur, frischen Humor, glänzendes Colorit und tiefpoetischen Sinn seinen Namen rasch und unbestritten den Besten zugeellte. Zu seinen hervorragendsten Leistungen gehören außer dem obengenannten Bilde ferner: „Der Ringkampf“, „Der Ball auf der Alm“, „Das Preispferd“, „Das letzte Aufgebot“, „Rückkehr des Tyroler Landsturms“, „Der Todesgang Hofer's“, „Andreas Hofer in Innsbruck“, „Die Zitherpielerin“ (siehe unser heutiges Bild Seite 509), „Der Salontyroler“, „Der Urlauber“.

Sämmtliche Bilder Defregger's bekunden ausnahmslos den schlichten, fernigen Sinn des Meisters, der gegenüber dem theatralischen Gepräge und dem hohlen Kultus des Bauernkostüms durch die nach Miterlebtem und Mitempfundem gewordene Auffassung des Gevirtslebens und die ernste Liebe für den Gegenstand, den seine Kunst gewählt hat, hoch erfreut.

Defregger, reich an Ruhm und Ehren — er ist auch in den Adelsstand erhoben worden — hat sich in München ein liebliches Künstlerheim geschaffen, in welches leider vor kurzer Zeit der Todesengel getreten und das einzige, achtzigjährige Mädel, den kleinen Sonnenchein des Hauses, heimgeholt hat; drei Knaben sind den tiefen Trauer verletzten Eltern jedoch noch geblieben, frisches, blühendes Reis dem martigen Stamme.

Den Ovationen, welche dem gefeierten Meister bei seinem fünfzigsten Geburtstage in der Hauptstadt Bayerns warteten, wich er aus, und feierte ihn in aller Stille in seiner dörflichen Heimat.

Kaukasisches.

Blauderei

von

M. A. Lere.

Mit Illustrationen von A. Wanjura.

„Also morgen, ein Uhr, mit der Diligence, tchemo Papuna *). Du wirst pünktlich sein, nicht wahr?“

„Ki tchemo battono **). Er warf mit der seinen Landsleuten angeborenen Grazie den langhaarigen Filzmantel — die sogenannte Burka — über die Schulter und verließ die Veranda, auf welcher wir saßen.“



Mingrelia.

bei den Nachbarn war er nicht gerade am besten beleumundet: es kam nämlich nicht selten vor, daß aus dem einen oder dem andern Gehöft bei Nacht ein Pferd auf räthselhafte Art verschwand, und da das Thier keine Girkuserziehung genossen, um den Kiebel eigenhändig zurückzuschieben, so schloß man logischerweise auf eine menschliche Hand, die das kleine Kunststückchen ausgeführt, und — sonderbar — regelmäßig war dann der Name „Papuna“ in Aller Mund!

Unweit von meiner Behausung, außerhalb der mingrelischen Hauptstadt, oder besser gesagt: außerhalb des mingrelischen Hauptdors, bewohnte er ein kleines Anwesen, klein für Mingrelia, in Europa hätte er sich mit seinem ganz ansehnlichen, eingezäunten Komplex getrost zu den größeren Gutsbesitzern rechnen können. Hier trug ihm aber das Land jämmerlich wenig ein, — freilich mußte er auch zugestehen, daß er jämmerlich wenig dazu beitrug.

Wie hätte er's aber auch anders anstellen sollen? Er war

*) „Mein Papuna.“ Das „mein“ wird sehr häufig angewendet, um den Befehlen einen freundlichen Klang zu geben.

**) „Ja, mein Herr.“

„Amaour *), und bei dieser Klasse ist das Arbeiten verpönt. Wozu gibt es Bauern auf der Welt? Natürlich, guter Papuna, du bist Amaour, und als solcher mußt du die Hände ruhig im Schooß liegen lassen; für diese Mühe ist es immerhin noch schön genug, wenn dir die Bauern, deine Väter, ein Drittel der Ernte als Abgabe einliefern! Du hast Recht, ein Adliger darf nicht arbeiten, es wäre Schande — aber

Werde stehen? Doch, sprechen wir lieber nicht davon, es ist ein heißer Punkt, den du nicht näher zu beleuchten liebst, lassen wir die Sache mithin fallen.

Am nächsten Tage erschien er pünktlich zur festgesetzten Stunde, dank meinem Geschenk in Gestalt einer großen silbernen Taschenuhr, an deren Schnürchen eine Anzahl von Verloques gegen die patronenbespitzte Brust klingelten.

Reisefertig stand er vor mir; es hatte bei ihm nicht vieler Vorbereitungen bedurft: die Flinte am Riemen, der Kinschal **) im Gürtel, die platte, goldgestickte Zeugsheide am Kopf (ich beneidete ihn immer um seinen Kopf, oder vielmehr um den förmlichen Urwald von Haaren, den er darauf trug, eine wahre Absalomperücke) und die unvermeidliche Burka über der Schulter. Dieser massive Radmantel verläßt den Mingrelia nicht einmal während der tropischen Sommermonate; er ist sein Alles: sein Zelt, seine Bettdecke, sein Regenmantel, sein Windfänger, sein Feuerschirm, sein Malariapräservativ, mit einem Wort, sein Ideal von einem En-tout-cas.

„Nun schnell, Papuna, damit wir die Abfahrt der Diligence nicht veräumen!“

Wir hatten vier Wegstunden vor uns, um bis zur Eisenbahnstation zu gelangen, von dort noch eine halbe Stunde mittels Bahn und endlich drei Stunden scharfen Ritts, ehe wir hoffen konnten, das Jagdgebiet des Fürsten Dimitri Guriel zu erreichen.

Mein Schicksal hatte es wieder gewollt, daß zur Krönung unserer an und für sich schon unerquicklichen Omnibusfahrt der unaussprechliche Ostwind mit aller Kraft dreinblies! Ein wahrer sengender Wüstensturm, der einem Augen, Ohren und Lungen mit Sand und Staub anfüllt, der einem durch Mark und Bein geht und die Nerven in ganz unerträglicher Weise irritiert.

Mein Genosse wußte auch hier Rath. Er nahm die Burka von der Achsel und hing sie gegen den Wind, so daß dieser nun wenigstens den feinen Sand in den dicken Wollbüscheln abseihen mußte, ehe er zu uns herindrang.

Bei Papuna hatte dieser „Ostliche“ einen ganz sonderbaren Gähreiz hervorgerufen, und jedesmal, wenn er den Mund aufriß, betraugte er sich gewissenhaft dreimal, damit ihm nicht der Teufel zur Oeffnung hineinfahre.

„Glaubst Du denn wirklich an diese Ammenmärchen, Papuna?“ sagte ich vorwurfsvoll. „Du, ein vernünftiger Mann?“

„Ich glaube nicht gerade fest daran, aber man kann nicht wissen.“

„Freilich! Das haben sie mir dort oben auch gesagt“ (ich deutete nach Norden), „als ich zufällig einem ihrer Hengstjäger beizugab.“

„Wo dort oben? In Abchasien?“

„Guter Papuna, die Welt ist in Abchasien noch lange nicht zu Ende. Nein, es war weiter, mehr gegen die Kabardah zu. Soll ich Dir's erzählen?“

Er nickte beistimmend.

„So höre also: Dort glaubt

man die bösen Geister abzuhalten, wenn man um Mitternacht einen Tanz aufführt, aber nicht etwa einen Tanz wie bei euch und in Georgien, wo die Schöne fein sittsam in ihren wallenden Gewändern dahingleitet, während der liebevollste Tänzer



Haus in Gurien.

sie durch Zeichen beschwört, ihn Gnade vor ihren Augen finden zu lassen —

„Und die Zurna?“

„Da gibt's keine Zurna, und auch keine händelstschende Menge, die den Takt zur Lesghinka schlägt, denn das Zusehen ist verboten.“

„Verboten?“

„Ja wohl, verboten. Du wirst sogleich sehen, warum, gedulde Dich nur ein wenig. — Also des Abends versammeln sich die jungen Mädchen, — nur Mädchen, kein Mann wird zugelassen — und bereiten sich durch Beten auf ihren Tanz vor. Zugleich wird dabei wacker dem Schnaps zugesprochen.“

„Dann find's Rufen!“ unterbrach mich der Gefährte mit Ueberzeugung.

„Gerathen. Es sind Rufen aus den südlichen Kolonien. Doch höre weiter: Sobald die Mitternachtsstunde heranrückt, beginnen die Tänzerinnen sich zu entkleiden, bis sie endlich fast nackt sind. Dann nimmt eine jede einen Besen oder eine Stange zur Hand, setzt sich rittlings darauf, und nun geht das Tanzen und Springen um das Haus los, aus dem man die Geister vertreiben will. Nun, was sagst Du dazu?“

Der Befragte schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Unfinn, nicht wahr? Es ist Thorheit, an böse Geister zu glauben und sie durch närrisches Umherhüpfen vertreiben zu wollen.“

„Es ist nicht hübsch, sie auf diese Art verjagen zu wollen, — so ohne — ohne Kleider.“ Er blickte mit einer fast jungfräulichen Verschämtheit zu Boden. Die Mingrelia lieben es nicht, trotz ihrer sehr lockeren Sitten, über derlei intime Dinge zu sprechen. Er sah so zimperlich drein, daß ich ein Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Aber im Grunde genommen würdest Du an der Beschwörung selbst nichts auszufragen haben, wenn nur die Mädchen bekleidet wären! Du glaubst am Ende wirklich an böse Geister und Drogen!“

„Jedes Kind bei uns weiß, daß Kocapi **) jährlich einmal auf dem Tabachela ***) Hof hält. Alle die Frauen, welche von ihr angestellt sind, Böses zu thun, kommen auf Ragen, Schafals und Wölfe einhergeritten, um ihr Verdict zu erstatten und Geschenke zu empfangen.“

Wir kam der europäische Bloßberg in den Sinn.

„Und Du hältst diese Geschichten für wahr?“

„Kocapi? — Ich weiß nicht recht, ob ich die Sache glauben soll, aber — Otschikotshi †), den habe ich mit eigenen Augen gesehen! Es war einmal bei Nacht, als ich auf dem Rücken meines Pferdes den Ingur durchschwamm.“

„Auf dem Rücken Deines Pferdes? Solltest Du Dich nicht vielleicht damals über das Meer und Dein im Irthum besunden haben? In diesem Falle würde ich's begreifen, daß sich Otschikotshi bemüht gefühlt, sich in die Sache zu mengen.“

„Auf derlei delikate Fragen zog es Papuna vor, nie direkt zu antworten, übrigens war er ehrlich genug, sich auch nie energisch gegen ähnliche Anschuldigungen zu wehren.“

Er begnügte sich auch diesmal, selbstbewußt zu lächeln, dann kam er wieder auf die Sagen seines Landes zurück, die er mit nun der Reihe nach haarklein erzählte. —

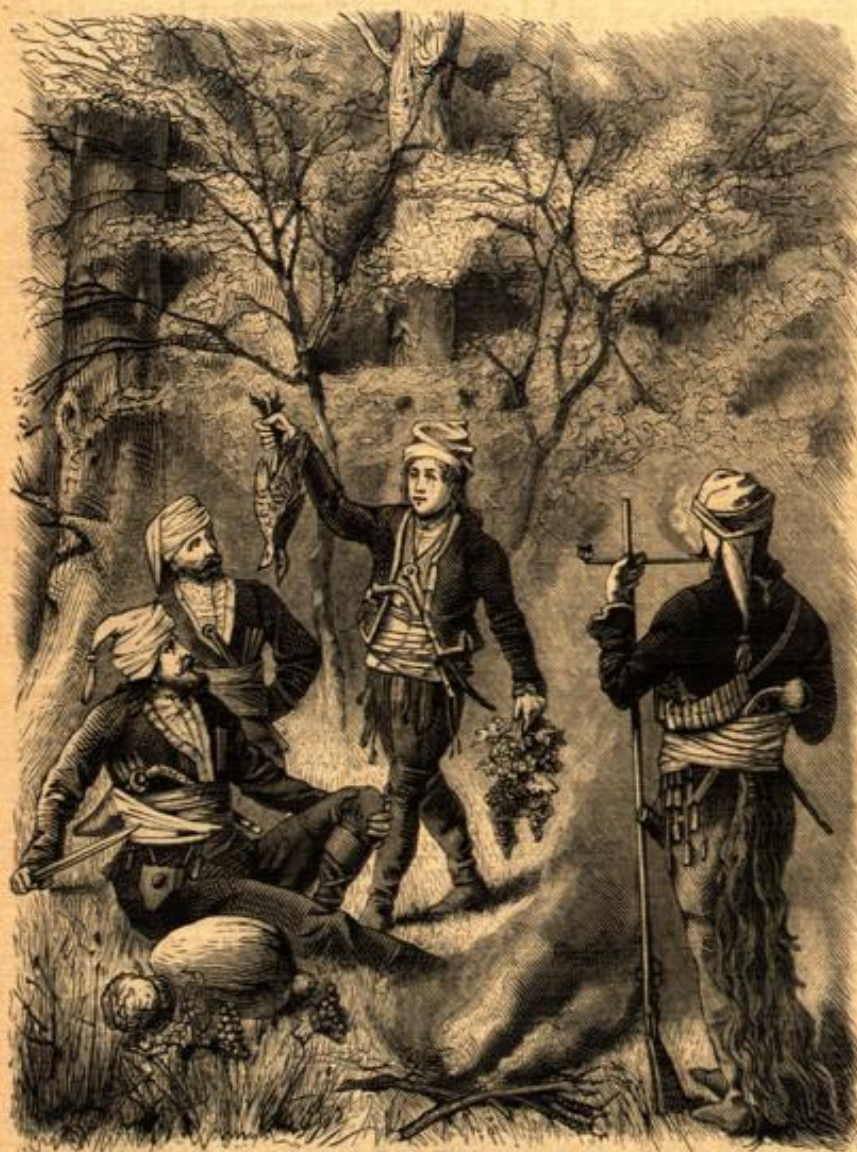
Unsere Diligence fuhr endlich an der Station vor. Bald langte der Zug an, und wir dampften dem Martifleden Sam

*) Das Orchester, welches zum Nationaltanz aufspielt: Tambourin, Trommel, ein primitives Streichinstrument und eine Art Oboe.

**) Die Hexenkönigin.

***) Berg im mingrelischen Hochlande, auf welchem nach der Sage böse Geister haufen.

†) Der Waldmann, — mit übernatürlicher Gewalt ausgestattet.



Gurien.

*) Adliger.

**) Zweischneidiger langer Dolch.



Schwaben in Georgien.

frei zu, wo die Eskorte mit Pferden bereits unserer harrte. — Nach dreistündigem Ritt langten wir am Blodhause an, in welchem wir die Nacht zubringen gedachten und in dessen Umgebung wir uns am nächsten Morgen dem Jagdvergnügen hingeben wollten.

Die georgischen Gehöfte weisen keinen merklichen Unterschied mit den mingrelischen auf. Je nach den Mitteln des Besitzers sind diese Häuser aus Bohlen, Balken oder auch nur aus Flechtwerk aufgeführt. In letzterem Falle bewirft man die Außen- und Innenseite mit Lehm, um so gut wie möglich die unzähligen Lücken zu verstopfen.

Das eigentliche Wohnhaus besteht oft nur aus einem einzigen Raum, von dem ein Theil durch Gesäthe für das Pferd oder den Büffel abgetrennt ist; in der zweiten, größeren Hälfte findet man die gesammte Familie in buntem Durcheinander zusammengepfercht.

Inmitten des festgestoßenen Lehmbofens flammt ein knorriger Baumstamm, um den sich die Insassen gruppieren, ihren Tschadi *) in den Kohlen gar backen, plaudern, rauchen und scherzen.

*) Maistuchen.

Unweit vom Hause steht auf vier Pfählen der Maisschöber.

Die Kleidung der Gurier ist eine ganz andere als die der übrigen Kaukasier. Insofern sie den Schnitt betrifft, erinnert sie fast an die ungarische Nationaltracht: enge, anliegende Beinkleider, die sich in Stiefelschaftähnlichen Kamasschen verlieren, eine sehr kurze, knapp anschließende Jacke, am Ende mit einer farbigen Seidenschärpe geschlossen, in welcher Kinschal und Pistolen stecken. Die Kopfbedeckung ist meist ein Baschlil von schreiender Farbe. Die Leute nehmen sich in dieser Tracht höchst malerisch und grazios aus.

Unsere Jagd fiel besser aus, als ich es gehofft; in der mingrelischen Ebene ist man nicht zu sehr verwöhnt, dort thun die Wölfe und Schakals das Ihre, um das Wild allmählig mehr und mehr verschwinden zu machen, so daß man gegenwärtig wader in's Gebirge klettern muß, um noch seltenes und jagenswerthes Wild zu treffen. Wir kehrten also dießmal mit reicher Jagdbeute beladen zu unserem Blodhause zurück.

Am folgenden Morgen entließ ich meinen Freund Papuna, da er in Samtredi einen kranken Verwandten aufsuchen wollte. Ich selbst machte noch einen kurzen Ausflug in's Innere Gurien's, um mir das Land ein wenig anzusehen, denn Fürst Dimitri hatte mir vor einiger Zeit die Mittheilung gemacht, daß es ihm erwünscht wäre, einzelne Theile seines Besitzes europäischen Kolonisten zu überlassen. Ich sollte mein Urtheil über dieses Projekt abgeben.

Das Land ist wohl schön, aber die Bedingungen sind nicht mehr so günstig, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo ein starker Zug von Schwaben seine DIRECTION nach dem Kaukasus genommen hatte, um nach

dem Rath des Priesters und Anführers das gelobte Land aufzusuchen. Die russische Regierung hatte damals mit scharfem Blick den Vortheil erfaßt, der ihr aus dieser Einwanderung erwachsen konnte, und sie hat sich nicht getäuscht. Die kleinen Ansiedlungen sind zu blühenden Kolonien geworden, die sich nun immer mehr und mehr über's Land auszudehnen beginnen.

Anfangs hatten die Einwanderer wohl mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen, ja, eine Probe war besonders hart, und sie ging nicht ohne starken Verlust an Menschenleben ab, als nämlich die Tataren diese exponirten Posten überfielen, die Männer niedermetzten und die Frauen in Gefangenschaft schleppten. Gegenwärtig jedoch ist vollkommen Ruhe und Frieden hergestellt.

Die ersten Ansiedler haben ihre vaterländischen Gewohnheiten, Sitten und die deutsche Sprache auf ihre Kinder übererbt, und heute spielen die deutschen Kolonien im Kaukasus eine ganz ansehnliche Rolle. Sobald eines der Dörfer überfüllt zu werden droht, wählen die Gemeindeglieder den jungen Nachwuchs, der dazu bestimmt ist, weiter zu ziehen und eine Tochterkolonie zu gründen.

Eben jetzt hat wieder die Behörde Länder in der Umgebung von Karz zu diesem Zwecke den deutschen Pionniere angewiesen.

Die Leute genießen weit und breit einen guten Ruf: sie sind fleißig, thatkräftig, friedlich, und haben den mehr oder weniger trägen Eingeborenen den glänzenden Beweis geliefert, daß man es durch seiner Hände Arbeit auch hier zu etwas bringen kann.

Als ich von meinem Ausfluge nach Mingrelien zurückkehrte, hinterbrachte man mir, daß mein Genosse mit einem tzialian tzechenitz *) heimgekommen sei! — Diese Nachricht war mir durchaus nicht angenehm, denn wenn er das Thier, wie zu vermuthen war, in Gurien gestohlen, trug ich die Schuld und Schande davon.

Ich hatte mir vorgenommen, ihn dießmal ernstlich in's Gebet zu nehmen, ja, ihm sogar die Freundschaft zu kündigen, da — eben kam er herangeschritten, gravitätisch, fast stolz, denn hinter ihm leuchtete ein Bittsch *) einher, eine stattliche Reihe fatter Kapunen am Stock tragend.

Dieses Tzweni, zu deutsch: Ehrengeschenk, — ich ahnte es — war mir bestimmt, und — wie doch der Egoismus in uns groß ist — es hatte mich im Voraus so halb und halb entwaflnet!



Georgischer Nationaltanz.

„Und — das neue Pferd, mein Papuna?“ Ich versuchte die Stirn in finstere Falten zu ziehen.

„Ich schwöre Dir's, tchemo battono, ich hab's nicht in Gurien, sondern in Mingrelien beim kranken Verwandten gekauft!“

„Sehr Pferd“, das heißt der Inbegriff eines guten Pferdes. Junge.

Aus der Renaissancezeit.

(Fol. 2. 305.)

Renaissance ist die Lösung unserer heutigen Geschmacksrichtung. Die Farbenbuntheit und der Formenreichtum jener Kunstperiode, die mittelalterliche Romantik und blühende Phantastie mit den Ueberlieferungen der antiken Kunst verknüpft, hat ganz Außerordentliches geschaffen. Es ist ein seltsam reiches und phantasievolles Leben, das in den Kunstwerken jener Zeit sich offenbart und unsere Sinne gefangen nimmt, indem es unsern Geist durch originelle Gebilde beschäftigt. Wir werden überflutet durch wunderbare Formen, die von allem Gewöhnlichen abweichen, aber so viel Phantasie und feingeläuterten Geschmack zeigen, daß sie uns fesseln und durch eine Fülle von Geist anregen und andauernd Genuß gewähren. Darin liegt wohl auch der Einfluß, den die Renaissancekunst auf unser anpruchsvolles, unruhig dem Neuen und Frappirenden zustrebendes Jahrzehnt ausübt, und dieser Richtung kommt der Aufschwung in der Technik in hohem Grade zu Hülfe. Ohne das Anilin gäbe es keine Renaissancefarben in Stoffen, ohne die heutige Metalltechnik, Chemie und Physik nicht die Bronzen, welche jene des 16. Jahrhunderts nachahmen. Die Ausstattung unserer Zimmer ist alterthümlich geworden und unsere Frauenmoden haben oft nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks Vorbilder aus jener Blüthezeit einer weit zurückliegenden Epoche sich gewählt und wollen dann nicht recht in die modernen Ströme unter elektrisches Licht und auf Dampfschienenbahnen passen. Unser Bild, das die Stirnseite dieser Nummer schmückt, zeigt uns ein echtes Renaissancekostüm einer vornehmen jungen Dame, das ebenso reich wie phantasievoll ist, vorzüglich kleidet und als Grundtypus der heutigen Mode gelten kann; freilich lieben unsere Damen diese phantastischen Formen doch in etwas genährigteren Dimensionen, sie zeigen dadurch, daß sie nicht ganz Renaissance sind, jedoch bon sens haben.

Lebensregel.

So kannst du messen ein Geschlecht,
Ob gut die Zeit, ob faul:
Dort ist der größte Geist im Recht,
Und hier der größte Maul.



Nächtlicher Bescheidungsanz russischer Bauernmädchen.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Fedenroth.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Vierteljahr ist vergangen. Nach bitteren, schweren Kämpfen mit sich selber hatte Ella sich entschieden, das Loos zu tragen, das sie sich aufgebürdet, es war ihr das leichter geworden als der Gedanke, Hilfe bei Denen zu suchen, deren Entgegenkommen sie ehemals hochmützig zurückgewiesen. „Lieber elend an der Seite eines Mannes, den du verachtest, als eine Bettlerin um Mitleid bei Denen, welchen du dich verächtlich gemacht!“ so rief es in ihr, und sie vermied es geflüstert, freilich niemals die Gelegenheit zu einer persönlichen Annäherung zu bieten, sie verkehrte auch geschäftlich mit ihm nur durch ihren Anwalt, sie fügte sich aber allen Anordnungen ohne Widerspruch, die der Justizratß traf, ihre finanziellen Verhältnisse besser zu arrangiren. Indem sie sich gleichzeitig ganz aus dem Verkehr, den sie früher gehabt, zurückzog, wurde ihr mit der Zeit das Urtheil, das man in der vornehmen Welt über sie fällte, gleichgültig, sie begann sogar daran zu zweifeln, ob man Sternheim nicht falsch beurtheilt, denn je öfter er nach Berlin kam, ihr einen kurzen Besuch abzustatten, wurde der Eindruck, den er auf sie machte, günstiger. Der Graf erzählte ihr, wie er sich dem Studium der Landwirtschaft hingabe, er war aufmerksam, vermied es aber, durch zudringliche Zärtlichkeit ihr lästig zu werden; er schien sein Wort, sich erst ihre Liebe und Achtung erwerben zu wollen, gewissenhaft zu halten, und der Gedanke an die Zukunft ward ihr weniger schreckhaft.

Weder sie noch Sternheim berührten bei solcher Gelegenheit die Ergebnisse der Vergangenheit; als wäre es stillschweigend verabredet, wurde von ihnen nie der Name einer Person genannt, die bei dem Drama auf Liebenstein eine Rolle gespielt, aber ebenso peinlich, wie es Ella gewesen wäre, wenn Sternheim ein derartiges Thema angeregt hätte, ebenso befremdend war es ihr, daß er nicht das Bedürfnis fühlte, Zweifel in ihr zu zerstreuen, deren Existenz er doch errathen mußte.

So hatte sie keine andere Nachricht von dem Ausgange der Untersuchung, als die, welche sie aus dem Gespräche der Herren im Konzertsaal erfahren, in den Zeitungen hatte sie gelesen, daß der Doktor Barning völlig genesen das Bad L. verlassen, aber noch unentschieden gewesen, ob er einem Rufe an die Berliner Klinik Folge leisten solle oder nicht.

Es war natürlich, daß Ella sich in einsamen Stunden oft der Begegnung mit Willi erinnerte und daß die Ungewißheit darüber, was er zu ihrer Verlobung mit Sternheim sage, sie lebhaft beschäftigte. Er hatte ihr einst gesagt, er beklage sie — und das Wort, das sie damals so gereizt, war tief wahr geworden. Er hatte sie bedauert, und doch war es ihr heute noch, als könne nur das Interesse für ihre Person es gewesen sein, das ihn nach Liebenstein gezogen. Sie hätte viel darum gegeben, ihn sprechen, von ihm hören zu können, ob es wahr, daß er bei der Untersuchung etwas verschwiegen, ob er das ihrwegen gethan?

Da sollten ihr fast gleichzeitig zwei Ueberraschungen verschiedenster Art werden. Sie erhielt durch einen Dienstmann ein Paket von Sternheim, der augenblicklich in Dlau weilte. Auf ihr Befragen theilte ihr der Dienstmann mit, er habe das Paket zur Versorgung von einem Herrn von Alm erhalten, der im Hotel „Kronprinz“ logire.

Sternheim hatte nach der Katastrophe zu Liebenstein auf Wunsch Ella's die Entlassung Alm's bewirkt, sie hatte vom Untersuchungsrichter erfahren, daß die Aussage des Grafen nicht günstig für Alm gelaute, es war daher höchst befremdend, daß Sternheim noch in solchen Beziehungen zu Alm stand, daß er ihm ein Paket an sie mitgegeben. Ella griff nach der Zeitung — in der Fremdenliste stand der Name von Alm, Gutverwalter der Herrschaft Dlau aus Dlau. Alm stand also in Diensten Sternheim's; wahrscheinlich war es nur ein Zufall, daß der Dienstmann seinen Namen erfahren und daß Ella auf diese Weise entdeckt, daß Graf Sternheim aus einer seltsamen Laune oder aus sehr verdächtigen Gründen einen Menschen, der unredlich auf Liebenstein gewirthschaftet, über den er ihr gegenüber abfällig geurtheilt, zum Verwalter von Dlau gemacht.

Das Auffällige der Sache wurde noch dadurch erhöht, daß Sternheim nie dessen erwähnt, daß Alm in seinen Diensten stehe, daß Ella schon öfter Pakete mit frischen Früchten und so weiter auf ähnliche Weise erhalten und man sie niemals aufgefordert, dieselbe Gelegenheit zu Sendungen an ihren Verlobten, der sich häufig kleine Besorgungen aus Berlin erbat, zu benützen.

Wo der Verdacht gegen Jemand, dessen Charakter uns zweifelhaft, nur gewaltig unterdrückt ist, genügt ein Funke, um helle Flammen ausloben zu lassen.

In vier Wochen sollte Ella's Hochzeit sein, sie hatte sich eben, als das Paket kam, angekleidet, noch eine Bestellung zu ihrer Ausstattung abzuändern, da kam diese Entdeckung. Sie hatte in ihrer Erregung nicht übel Lust, die Bestellung ganz zurückzunehmen, sie begab sich in das betreffende Geschäft, um wenigstens die Ausführung hinauszuschieben zu lassen. Da erblickte sie, als sie in den Laden trat, Helene. Fräulein Schubert stand mit dem Rücken

der Eintretenden zugekehrt, sie beschäftigte Brautschleier. Es war Ella, als treffe sie ein tödtlicher Stich mitten in's Herz. Hatte sie nur geträumt, wenn sie geglaubt, abgeschlossen zu haben mit Allem, was in der Vergangenheit ihr Herz bewegt, stumpf zu sein gegen die Gefühle, die ihr einst das Blut heißer durch die Adern getrieben — war sie nicht die Braut eines Andern, was konnte es sie erregen, ob Helene Willi Barning heirathete oder nicht?

Einen Moment war sie wie gelähmt, dann plötzlich, wie in Gluthen lodern, schritt sie auf Helene zu. Ihre äußere Haltung vermochte sie zu beherrschen, aber eine Welt von Fragen und Gefühlen lag in dem Blick, den sie auf ihre frühere Gesellschafterin heftete, die bei ihrem Anblick verwirrt erröthete.

„Für Sie?“ fragte Ella, auf den Brautschleier deutend, und was in dieser Frage lag, die dem Ladenbieder vielleicht nur für den Ausdruck neugieriger Ueberraschung erschien, das errieth Helene aus dem Beben der Stimme, aus dem flammenden Blicke der Baronin.

Die Ueberraschung hatte Helene schon in Verwirrung gesetzt, in diesem Augenblick war es ihr, als müßten alle Ladenbieder errathen, was vorgehe: daß ihre frühere Herrin sie zur Rede stelle; ihre schüchterne Natur zitterte vor Erörterungen mit der leidenschaftlichen Frau, sie vermochte nur ein „Ja“ zu stottern, es klang und sie sah aus, wie auf einer Schuld ertappt.

„Dann wünsche ich Glück,“ sagte Ella, mit aller Energie ihres Willens das tobende Gefühl beherrschend. „Sie sind wohl noch beim Justizratß,“ fügte sie hinzu, um nur etwas zu reden, „er befindet sich doch wohl?“

„Würsten Sie es nicht, gnädige Frau, daß die Operation mißlungen, daß sein Augenlicht hoffnungslos verloren?“

„Nein — o, ich bedaure das sehr. Ich wußte nichts von einer Operation. Herr Barning hat sich doch nicht an ihm versucht?“

Es lag etwas entsetzlich Bitteres in den letzten Worten, das sich mehr fühlen ließ, als daß es Unbetheiligten hätte auffallen können, aber Helene empörte der höhnische Vorwurf auf's Tiefste.

„Herrn Doktor Barning,“ entgegnete Helene mit einer Festigkeit, welche für die Baronin zugleich eine Abfertigung enthielt, „zweifelte vorher an dem Gelingen, ihn trifft keine Schuld.“

Damit wendete sich Helene wieder zu dem Commis, der sie bediente. Ella fühlte sich daran erinnert, daß Helene aufgehört, in abhängigem Verhältnisse zu ihr zu stehen, sie erlebte ihre Geschäfte im Laden kurz und rasch und entfernte sich, ohne den Blick wieder nach Helene zu wenden. Sie ging nach Hause, aber kaum fühlte sie sich allein, da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, da brach sie zusammen, wie geknickt, als wäre ihr das Urtheil gesprochen. Schon oft hatte Ella in ihrem Leben sich unglücklich bis zur Verzweiflung gefühlt, aber noch nie so gebrochen, so haltlos wie heute, immer hatte noch eine Aufwallung des Stolz oder finsterner Trost der Bitterkeit über ihr widerfahrenes Unrecht ihr den Kampf erleichtert. Helene die Braut Barning's — was Ella stets für unmöglich gehalten, war geschehen; der Mann, welcher nur kühn zu fordern brauchte, und ihr Herz hätte ihm zugejauchzt — das gestand sie sich heute — der zog ihr, der schönen, jungen, gezeigten Frau, das schlichte, verblühte Mädchen vor! Das Weib, auf welches sie herabgesehen, ward glücklich, während sie elend; Helene hatte sich das Herz des Mannes erobert, der ihr gesagt, er beklage sie! Es war eine seltsame Wahl, Helene war ja älter als Willi, Helene hatte selbst gesagt, ihr Herz sei abgestorben für das Hoffen, und Helene hatte nie gelogen. Aber es war Ella, als seien ihr jetzt die Augen geöffnet, Willi Barning hatte sie, Ella, geliebt, und weil sie sich einem Manne wie Sternheim hingegen, verachtete Barning in ihr ihr Geschlecht, er wählte ein weiches, verblühtes Wesen zu einer Lebensgefährtin für sein Herz, das einen schönen Traum in Verachtung begraben!

So war es, nicht anders — Alles, was ihre Gedanken immer wieder an die Erinnerung Willi's geknüpft und ihr zugeflüstert, er liebe sie, das stand jetzt klar vor ihren Augen. Er hatte auf sein Erbe verzichtet wollen, um ihr zu beweisen, daß er nicht ihr Gegner, er hatte sie gewarnt vor dem Bringen, er hatte, wie er sich damals dem Hörster entgegen-gestürzt, der ihre Pferde aufgehoben, ihr zu Hilfe eilen wollen, als er ihren Ruf gehört, er war zu Tode getroffen worden und hatte es doch verschmäht, eine Anklage gegen den Schuldigen zu erheben — um ihren Ruf vor einem Flecken zu bewahren oder um Den zu schonen, von dem er glauben mußte, daß ihr Herz ihn gewählte!

Sie hatte sich nicht um den Verwundeten gekümmert, für wie herzlos mußte er sie halten! Der alte Freund ihres Vaters, ihr Vormund, war operiert, und sie wußte das nicht einmal! Wie unangenehm ihr auch die Fürsorge Freilich's für ihre Verhältnisse früher gewesen, sie hatte sich überzeugen müssen, daß er es wohl gemeint und recht gehandelt, aber sie hatte ihm kein Wort des Dankes gesagt; der Mann, der für sie gesorgt wie ein Vater, verlor sein Augenlicht, und sie wußte es nicht einmal, daß er eine Operation gewagt!

Es war Ella, als schaue sie in einen Spiegel, der ihr zum ersten Male ihr Bild ohne Schminke zeigte, und sie erschrak davor. Ja — Willi Barning hatte Recht, Helene ihr vorzuziehen, hatte er sie einst bemitleidet, so war sie dessen nicht mehr werth, er durfte sie verachten.

Es war eine schwere, bittere Krisis, die Ella durchkämpfte, aber sie ging geläutert daraus hervor. Der letzte Rest eitles Hochmuths, die falsche Scham und die Bitterkeit, die sich in eine verzweifelte Lage fügt, waren verschwunden; sie schrieb an Sternheim, daß sie ihr ihm gegebenes Wort zurücknehmen müsse; dann setzte sie einen Brief an Freilich auf, in welchem sie mit rückhaltloser Offenheit und herzlichen Worten um Verzeihung bat, daß sie sein väterliches Interesse verkannt, ihn ihrer Theilnahme verscherte und ihm mittheilte, wie sie ihre Verlobung mit Sternheim aufgehoben.

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten,“ schloß sie ihren Brief, „bin ich nicht mehr in Berlin. Ich will allen Auseinandersetzungen mit dem Grafen Sternheim aus dem Wege gehen und verschweige daher Jedem das Ziel meiner Reise — auch Ihnen. Vielleicht finde ich mit der Zeit wenigstens den Frieden mit mir selber so weit wieder, um Ihnen mit dem Gefühl, meine alten Schwächen völlig überwunden zu haben, sagen zu können, was mich dahin gebracht, klar in mein Inneres zu sehen. Ich bitte Helene Schubert, daß sie mir verzeihe, möge Herr Willi Barning so glücklich werden, als er es verdient.“

Ella's Thränen neigten den Brief, aber sie schämte sich dessen nicht, ihn dennoch abzuschicken, sie war in einer Stimmung, als nähme sie Abschied für's Leben von Allen, die sie gekannt, als müsse sie Denen die Hand reichen, die sie gekränkt, und sie bitten, ihr ein gutes Andenken zu bewahren.

Der Entschluß, mit Sternheim zu brechen, ohne ihm die Möglichkeit zu lassen, ihr Vorstellungen zu machen, also gewissermaßen sich der Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Verlobten durch die Flucht zu entziehen, sich die peinlichen Erörterungen ihrer Motive zu ersparen, brachte es mit sich, daß Ella die Vorbereitungen zur Abreise sehr beeilte und ihren Anwalt, durch den sie bisher mit Freilich verkehrt, darum ersuchte, alle an sie einlaufenden Briefe, je nachdem, woher sie kamen, entweder an die Absender zu remittiren oder bis auf Weiteres zu verwahren, sie wollte wenigstens einige Wochen oder Monate völlig frei von Einflüssen oder Belästigungen jeder Art irgendwo im Süden ganz sich selber leben. Ihre Koffer waren bereits gepackt, der Anwalt war bei ihr, um noch einige Verhaltensmaßregeln mit ihr zu besprechen, da bemerkte derselbe das noch nicht geöffnete Paket, welches Ella von Dlau erhalten. In der Erregung, in welche Ella die Entdeckung versetzt, daß Alm der Vermittler dieser Aufmerksamkeiten von Seiten ihres Verlobten, hatte sie am wenigsten daran gedacht, das Körbchen, das anscheinend Früchte und Lebensmittel vom Gute enthielt, auszupacken, sie hatte nicht einmal nachgesehen, ob ein Brief von Sternheim darin — es hätte sie angeekelt, die überschwenglichen Phrasen und Beteuerungen zärtlicher Sehnsucht von Jemand zu lesen, der sich des geringen Vertrauens, das sie auf ihn gesetzt, unwerth gezeigt.

„Der Korb mag uneröffnet zurückgehen,“ sagte Ella. „Dann müßte er besser verpackt werden,“ versetzte der Anwalt, Doktor König, auf eine aufgerissene Stelle der übergenähten Leinwand deutend, „es scheinen leicht verderbende Dinge darin zu sein, so nimmt ihn die Post nicht an. Aber mir scheint, er ist nachträglich geöffnet, es ist ein Brief eingeschoben, ich fühle das Papier.“

„So schicken Sie nur den Brief zurück,“ entgegnete Ella, „bitte, sehen Sie nach, ob er verschlossen ist.“

Doktor König zog ein Billet unter der Leinwanddecke hervor.

„Das ist weder die Handschrift des Herrn Grafen,“ sagte er, Ella den Brief reichend, „noch das Monogramm, welches seine Couverts zeigen.“

„F. J.“ rief Ella, und das Blut stieg ihr in's Antlitz. „Der Brief ist vom Inspektor Alm, was erlaubt sich der Unverschämte!“

„Vielleicht nur eine Bitte. Was soll ich mit dem Briefe beginnen?“

Ella hatte das Billet, nachdem sie es angesehen, auf den Tisch geworfen, als wolle sie ihre Hand damit nicht beslecken.

„Senden Sie es dem Menschen zurück, ich will keine Briefe von ihm.“

Der Anwalt schien diesen Entschluß aus Gründen nicht zu billigen, die zu nennen er sich scheute.

„Es wäre vielleicht doch gut, wenn Sie den Brief läsen,“ sagte er, „Sie brauchen ihn ja keiner Antwort zu würdigen.“

„So sehen Sie, was der Mensch will.“

„Ich soll den Brief erblicken?“ fragte König besremdet, ungläubig, als zweifle er, daß die Baronin ihre Worte überlegt.

„Ich habe keine Geheimnisse mit dem Menschen. Lesen Sie den Brief und beantworten Sie ihn nach Ihrem Ermessen.“

Noch einmal schaute der Anwalt fragend auf, als er aber sah, daß die Baronin nicht das geringste Bedenken verrieth, ihn Kenntniß von der Zuschrift nehmen zu lassen, malte sich Ueberraschung und eine gewisse Befriedigung in seinen Zügen, es war, als empfinde er die Genugthuung, von Zweifeln befreit zu sein, die ihn vielleicht wider seinen Willen beschäftigten.

Er las den Brief, sein Antlitz wurde sehr ernst, aber als er bemerkte, daß Ella völlig harmlos sich anderweit beschäftigte, als könne der Brief unmöglich sie irgendwie näher angehen, klärte sich sein Antlitz.

„Ich werde antworten,“ sagte er mit einem beinahe

feierlichen Ernst, „Sie hatten Recht, den Brief nicht lesen zu wollen.“

„Ella schien jetzt doch neugierig zu werden.“
„Was ist es denn?“ fragte sie, aber König wich der Antwort aus, indem er den Brief in die Tasche steckte und ein anderes Thema anregte. (Fortsetzung folgt.)



Blauer Himmel.

In fast allen meteorologischen und geographischen Werken findet man die Angabe, daß der tropische Himmel sich durch ein ungewöhnlich tiefes und lebhaftes Blau auszeichne. Dieser Behauptung tritt Hugo Böller entschieden entgegen. Er sagt in seinem Werke „Pampas und Anden“ unter Anderem Folgendes: Es ist allerdings eine alteingelebte Ansicht, daß der Tropengürtel den blauen Himmel und die glühendsten Farben besitze, gerade deshalb aber, weil diese Ansicht so tief wurzelt, möchte ich ihr eine kurze Widerlegung widmen. Selbst in mehreren neueren und neuesten Geographiewerken wird von „dem herrlichen Blau des Tropenhimmels“ gesprochen. Nun ist aber, wenn man einmal alle Tropenländer in einen Topf werfen will, der Tropenhimmel nichts weniger als wundervoll blau, seine Farbe ist ebenso matt, wie diejenige des Himmels von Berlin. Woher jener allgemein verbreitete Irrthum, der sich von Buch zu Buch weiterschleppt und selbst in den Äußerungen solcher Leute wiederkehrt, die thatsächlich in den Tropen gelebt haben? Wir möchten einen Versuch machen, im Folgenden den Ursprung dieses Irrthums zu erklären. Schon Demjenigen, der bloß von Köln nach Paris reist, wird ein gewisser Unterschied in den Farbentönen und auch in Bezug auf das Blau des Himmels auffallen. Schon das Bois de Boulogne besitzt Farben, die um einige Schattirungen lebhafter sind, als diejenigen des Berliner Thiergartens oder des Zoologischen Gartens zu Köln. Noch mehr tritt das hervor, sobald man sich eine Strecke südwärts, etwa zum Genfer See, wendet. Oberitalien bringt eine neue Strigerung, Rom und die Campagna wieder eine, und wer die Erscheinung weiter verfolgen wollte, würde in den glutverglühenden Farben, dem blauschwarzen Himmel, dem rothen, violetten und selbst grünen Dämmerungspurpur Nordafrikas und namentlich Ägyptens dessen Höhepunkt entdecken. Dringt man weiter in südöstlicher Richtung vor, etwa nach Indien hin, so begleiten uns die glühenden Farben des Orients längs der ganzen Küste Arabiens und bis über Solotara hinaus. Wer aber in Ceylon landet, auf Java oder wo immer in der ostasiatischen Tropenwelt, der wird seinen blauschwarzen Himmel mehr finden, sondern neben und über aller verschwenderischen Tropenvegetation die gewohnten Farben der gemäßigten Zone. Der Maler, dem es beliebt hat, die Palmen von Java mit Purpurtönen im Hintergrunde wiederzugeben, dieser Maler hat ganz gewiß gelogen. Und ebenso wie im südlichen Asien ist es im tropischen Nordaustralien, in Brasilien und Westindien. Man übersteht eben nur allzu häufig, daß das Blau des Himmels und die Landschaftsfarben sehr wenig mit der Temperatur und sehr viel mit dem Feuchtigkeitsgehalte der Luft zu schaffen haben. Wie aber sollte in jenen feuchtigkeitsüberladenen Tropenländern, in denen Kleider oder Schuhe, die ein paar Tage ohne Lüftung bleiben, sich mit einer Schicht von Pilzen überdecken, der Anblick eines tiefblauen Himmels herauskommen? Ägypten und der Orient verdanken ihre glühenden Purpurtöne der Reinheit und Trockenheit der Luft, ähnliche Verhältnisse waltet in Kalifornien, ähnliche Verhältnisse waltet auch, obwohl sehr selten, hier und dort in den Tropen, beispielsweise auf den Hochlandsebenen von Westindien; im Allgemeinen aber finden sich intensives Blau des Himmels und lebhaftes Farben nur häufiger in subtropischen als in tropischen Ländern. Die Ansicht, daß nach dem Beispiel Ägyptens und Italiens die Farben immer lebhafter würden, je mehr man sich dem Äquator näherte, beruht eben auf Irrthum. In einzelnen Fällen ist auch die Erklärung der Farbenverhältnisse eines Landes beinahe ebenso schwierig, als wenn man bei dieser oder jener Person bestimmen sollte, warum sie eine blühende oder blaße Gesichtsfarbe habe. Auch die Länder besitzen ebenso gut wie die Menschen ihren individuellen Charakter. Peru beispielsweise, unter allen Tropenländern eins der trockensten, ein Land, in dem es nahezu niemals regnet, besitzt trotz seiner vielen kalten, das Sonnenlicht zurückstrahlenden Gesteinsflächen keine anderen Farben als Köln. Die Erklärung liegt in dem Falle darin, daß die höheren Luftschichten des ganzen Jahres im Winter mehr, im sogenannten Sommer weniger mit grauen Nebelmassen überladen sind, die höchstens als Thau, niemals als Regen zu den feuchtigkeitsdürstenden niederen Luftschichten und dem ausgetrockneten Erdreiche gelangen.

Die Feuerwehr in London.

Von den 598 Feuerwehrlenten derselben sind am Tage 118, während der Nacht 372 im Dienste. Kapitän Shaw, eine Autorität in seinem Fach, versichert, daß die Hauptgefahr, welcher seine Leute ausgesetzt sind, diejenige des Temperaturwechsels ist; durch die Kälte und durch die Hitze kommen mehr Feuerwehrlenten zu Schaden oder gehen gar zu Grunde, als durch die direkte Einwirkung des Feuers. Ihre Kleidung muß langsam und sorgfältig getrocknet werden, sonst würde sie zu fernem Gebrauch unvernünftig. Besonders schwierig ist es, gefrorene Stiefel von den Füßen zu bringen. Das einzig wirksame Mittel hierbei ist, sie von oben mit kaltem Wasser zu begießen, bis sie wieder weich geworden sind, so daß die Füße herausgezogen werden können. Ein hartes Stiefelwerk! Alarmirt wurden im Jahre 1884 die Feuerwachen 7338mal. Sie verspritzten 42 Millionen Gallonen (à 4 1/2 Liter) Wasser. Mit Ausnahme der Fuhrleute werden fast sämtliche Feuerwehrlenten aus Seeleuten rekrutirt und von diesen haben fast alle

auf der englischen Kriegsmarine gedient. Sie eignen sich ganz besonders zum Feuerwehrdienste, denn sie sind an Kälte und Strapazen gewöhnt, können zu schwindelnder Höhe ohne Nervenbeunruhigung klettern und vermögen sich droben, mit den Augenbrauen festzuhalten, wie der volksthümliche Ausdruck lautet, das heißt, ohne die Hände zum Festhalten zu benötigen, so daß sie letztere anderweitig zu verwenden im Stande sind. Auch wissen sie mit Tauwerk, Knoten, Spleißen, sowie Reparaturen der Tausen. gut Bescheid. Wer aufgenommen werden will, darf nicht älter als 25 Jahre sein. Findet ihn der Arzt brauchbar, so wird er auf 3 Monate Probezeit angestellt, dann prüft ihn der Arzt nochmals. Sehr viele Bewerber aber müssen verzichten; schon die erste Kraftprobe, nämlich eine Menschenrettungsleiter aus wagerechter Lage in senkrechte Stellung zu bringen, bestehen nicht alle. Doch es kommen ganz andere, viel schwerere Proben, welche zu bestehen eine wahre Akrobatennatur erforderlich ist. Bei Menschenrettungen findet nicht selten der Retter eine bewußtlose Person; daher muß der Feuerwehrlente sich darauf einüben, einen 260 Pfund schweren Menschen, welcher sich ohnmächtig stellt, aufzuheben, ihn an ein Fenster zu schleppen und ihn aus demselben herabzulassen. Das ist eine höchst schwierige Aufgabe. Der Retter streckt zunächst den zusammengekrümmten liegenden Bewußtlosen der Länge nach aus und wälzt ihn herum, daß das Gesicht nach unten zu liegen kommt. Dann faßt er ihn unter beiden Armen und hebt ihn so auf, daß er ihn auf sein, des Retters, rechtes Knie stützen kann. Dann schlingt er die Arme des ohnmächtigen Bewußtlosen um den eigenen Hals und nun richtet er sich, mit der Kraft des ganzen eigenen Körpers den fest umfaßten Bewußtlosen stützend, auf — so schleppt er ihn zum Fenster und hebt ihn schließlich in den Draußen unterhalb der Leiter angebrachten Rettungsschlauch, in welchem der Körper ungehindert hinuntergleitet, den Kopf voran! Gingen die Beine voran, so würden sich dieselben an den Sprossen der Leiter festhaken. Dieß recht schwierige und erst mühsam zu erlernende Experiment ist zugleich für denjenigen Feuerwehrlenten, der den Bewußtlosen vorstellt, recht unangenehm, denn wenn ihn der Rekrut bei dem Befördern aus dem Fenster losläßt, so kann die Sache halbschreckend werden.

Das ist ein Beispiel der Proben, welche die Feuerwehrlenten durchmachen müssen, ehe sie fest angestellt werden. Dann erhalten sie wöchentlich etwa 27 Mark nach deutschem Gelde, welches Anlagensgehalt später auf 30, 34, 41 Mark und so weiter steigt; auch ist Wohnung, Heizung, Feuerung und Uniform frei. Die Feuerwehrlenten betrachten — das sei als Kuriosum noch erwähnt — Gebäude mit hölzernen Stützbalken und hölzernen Treppen für weit weniger lebensgefährlich als solche, in denen eiserne Träger und steinerne Treppen vorhanden sind. Ein starker Holzstamm kann mehrere Stunden im Feuer sein, ohne nachzugeben, nur die Außenkante verkohlt, dagegen der eiserne Träger schmilzt bei großer Hitze sehr rasch weg und dann bricht plötzlich das ganze Gebäude zusammen. Auch eine gute hölzerne Treppe brennt ziemlich lange, aber eine steinerne zerplatzt nicht selten durch die Hitze mit einem Male von oben bis unten, als wäre sie Glas. Der Dienst ist ein so anstrengender, daß die Leute oft mehrere Tage lang nicht aus den Kleidern kommen.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 491:

Ein Markt ohne Dieb,
Eine junge Mutter ohne Lieb,
Ein Gaisbod ohne Bart
Sind wider Natur und Art.

Charade.

Seh' an mein erstes Sylben d.
So macht es gar ein streng Gesicht,
Es ist ein kräftiges Gebild,
Dem Riß und Wärme nur gebricht.
Das letzte Pärchen ist Pedant,
Der Reiz die Logik hat im Mund,
Er deduzirt kräftiglich,
Doch ist nicht immer wahr der Grund.
Das Ganze ist sehr lang gestreckt,
Ist eingeeignet in Berg und Meer,
Es hat mit Buchten viel zu thun,
Mit Fels und Fälen noch viel mehr.

Auflösung des Anagramms Seite 491:

Frosch, Schor.

Kleine Korrespondenz.



Junger Abonnent in M. Unserem ärztlichen Mitarbeiter zur Begutachtung übergeben.

Abonnentin in E. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Gieseler in Berlin. Die Adresse einer solchen Lampenschirmfabrik finden wir leider nicht. Meinen Sie derartige Schirme mit Einlagen von getrockneten Blumen oder nur Papierschirme?

Hrn. J. L. in Baltimore. Das ist schwierig. Nur eine Fabrik, die sich damit beschäftigt, kann dieß; die kostbaren Federn sind leicht verdorben in ungelübten Händen.

Hrn. D. R. in A. Leider nicht verwendbar.

Hrn. Bertha Hollefreund in Omen. Der Autor wohnt in Stuttgart. Bezeichnung des Wohnortes genügt.

Hrn. G. Bremer in Pilsen. 1) Durch Verletzung des Kommas wie bei Degimalbrüchen. 2) Das Bitter muß Hopfenbitter sein — nicht etwa Quassia oder Bitterkleeextrakt.

Hrn. Amalie Gehe in Berlin. O. Ring wohnt in München — fraglich. Der andere Autor in Stuttgart. Nennung des Ortes genügt für die Adresse. Man kann sich des Autographensammelns schwer erwehren! — Seufzer.

Hundsfreund in Bremen. Ja wohl, gefährliche Eingeweidewürmer, die ihren Sitz in der Leber nehmen, sind durch Liebfosungen von Hunden auf Menschen übertragen worden. Vorsicht!

Abonnent in Kolmar. Drouwer, holländischer Maler, — sehr realistisch, bevorzugte Bauernwirthschaftsszenen mit hölzernen Figuren und rohen Gesichtern, wahr und charakteristisch — farb 1640 in Antwerpen. Gütige Bilder von ihm werthvoll. Anfragen bei Muesen.

Frau Emma Meyerhaus in Breslau. Die Stelle in Faust: „Wer ruft mir“ ist richtig; ergänzen Sie: „zu“.

Hrn. G. Nabel in Reg. Die Bauernregel heißt:

„Ist der Mai kühl und naß,
Fällt er dem Bauer Scheuer und Foh.“

Das wird eben nicht für alle Gegenden der Welt Geltung haben.

Hrn. J. Bang in Moskau. Wir haben Portrait und Biographie Nachtrag's im Jahrgang 1884 Nr. 7 gebracht. In diesem Heftumschlag ein Nachtrag mit kurzem Lebensabriß.

Hrn. J. Barth in Odessa. In Farben und keine bekannt. Vielleicht etwas darauf Bezügliches durch den Verlag für Farbendrucker von Kimmel in Frankfurt a. M.

Abonnent in Köln. Uns ist nicht einmündlich, daß der Hoftheaterintendant von Hülse in Berlin ein Mittel gegen den Schnupfen publiziert hat. Wir nehmen mit Dank Auskunft darüber entgegen.

Hrn. J. Schr. in München. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin. Diese besitzt ein derartiges Firmenverzeichnis.

Wichtige Erläuterungen von Rebus, Charaden, Räthseln u. s. sind uns zugegangen von: Hr. Rosina Wihlbahl, Prag; Amalie Barber, Hamburg; Mathilde Panzer, Regal; Ottilie Sandersheim, Barmen; Emma Pause, Halle; Bertha Thorsen, Koburg; Anna Müller, Ulm; Renette Hammer, Koblenz; Emma Wimmer, Koblenz; Pauline Heidesen, Kiel; Hr. C. Wittenbrenner, Kufing; C. Wihel, Hamburg; G. Mannheimer, Breslau; A. Thieme, Dresden; W. Roger, Bernburg; J. Dahlmeyer, Posen; G. Feise, Sudweis; A. Bremer, Potsdam; G. Wenzel, Berlin; A. Mahner, Wien; G. Martini, Brunn; G. Weiser, Baltimore; W. Remble, London; A. Briener, Bern.

Anfragen. *)

40) Wie kann man hohle Glaskugeln, um solche als Fische für Gärten (Spiegelkugeln) zu benützen, innen schwarz färben? J. A. in Rudolstadt.

Antworten.

Auf 39): Um Bleisetzungen unermüdlich zu machen, nehme man zu 2 Theilen frischer Milch 1 Theil Wasser, schütte dieses über die Zeichnung, so daß sie davon ganz befeuchtet wird, oder man tauche die Zeichnung in diese Flüssigkeit und lasse sie wieder trocknen.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Wohn in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Veracht und Schuld, Erzählung von L. Orny. Fortsetzung. — Alldeutsche Sprache. — Die deutsche Reichsbank in Berlin, von Dr. Moritz Meyer. — Albumblatt: Waldlied. — Der Ueberfall, eine Erzählung aus Arkanas von W. H. Küder. — Haarfarbmittel, eine kosmetische Betrachtung von Dr. Heinrich Bochno-Reich. — Franz von Defregger, zu seinem fünfzigsten Geburtstag. — Kunstliches, Wandern von W. A. Kern. — Aus der Renaissancezeit. — Lebensregel. — Die kleine Witwe, Roman von G. v. A. Dedenroth. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben: Blauer Himmel; Die Feuerwehr in London. — Bilderräthsel. — Charade. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Aus der Zeit der Renaissance, Zeichnung von August Seiger. — Franz von Defregger, zu seinem fünfzigsten Geburtstag. — Aus der Reichsbank in Berlin: Das Comptoir für Werthpapiere, Originalzeichnung von G. Roth. — Die Jütherplelerin, nach einem Gemälde von Franz Defregger. — Kunstliches, sechs Illustrationen von A. Wanjara.

In unserem Verlage ist fobien

in dreizehnter Auflage

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Frau Bürgermeisterin.

Roman

von

Georg Ebers.

Preis elegant gebunden M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
normalis Eduard Follberger.

Ankündigungen.

Die fünfmal gepaltene Konversations- oder deren Raum 1 Blatt.

Enorme Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische
Bibliothek für 30 Mark

1) Schiller's Samml. Werke, 12 Bände,
2) Goethe's Werke, 16 Bände,
3) Lessing's Samml. Werke, 6 Bände,
4) Körner's Samml. Werke in 1 Band,
5) Hauff's Samml. Werke in 2 Bänden,
6) Shakespeare's Samml. Werke, 12 Bände,
7) Homer's Samml. Werke, 2 Bände,
8) Schopenhauer's Samml. Werke, 3 Bände,
9) Kleist's dram. Werke, 2 Bände.
Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke
in schönem, großem Format und in den
besten Bindungen zusammen
für nur 30 Mark!
Lieferung mit Garantie für neu und fehlerfrei
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
Versand gegen Einzahlung od. Nachnahme.
Versandkosten verpachtet, bestehend im
Briefe herabgesetzter Bücher gratis. 1212

Auflage 331.000; das verbreitetste
aller deutschen Blätter überhaupt;
außerdem erscheinen in mehreren
in zwölf fremden Sprachen.



Die Wochenwelt.
Illustrirte Zeitung
für Toilette und
Handarbeiten. Alle
14 Tage eine Nummer.
Preis viertel-
jährlich M. 1.25 —
75 Hk. Jährlich
erhalten:
24 Nummern mit Toi-
letten und Hand-
arbeiten, enthaltend
gegen 2000 Abbil-
dungen mit Beschrei-
bung, welche das
ganze Gebiet der
Garderobe und Weißnähe für Damen, Mäd-
chen und Knaben, wie für das häusliche Leben
umfassen, ebenso die Weißnähe für
Herren und die Bett- und Tischwäsche etc.,
wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-
fange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für
alle Gegenstände der Garderobe und etwa
400 Muster-Vorgaben für Weiß- und
Handarbeiten, Kamen-Äpfeln etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei
allen Buchhandlungen und Postanstalten. —
Probe-Nummern gratis und franco durch die
Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38;
Wien I, Operngasse 3. 1097



Goldbrunnen-Verlag
Paul Beyer, Dresden A. 329.
Chromos. Rahmen. Gemälde.
Neu! Rüst-Bildwerk! Neu!
Preis M. 60 x 70 cm. M. 10,
mit eleg. Barockrahmen M. 17,
M. 30: 51 cm. M. 1, ge-
rätet M. 2. 3. Rat. gratis
u. franco. Agenten gesucht.

HARZ-OELFARBE
Streichfertig in allen Farbtönen
billigster u. dauerhaftester
Oelfarben für Holz, Kalk u. Cement-
putz, Eisen etc. etc.
von jedem Arbeiter zu streichen.
Farbentafeln gratis u. franco.

BERLIN N. O. FRITZE & CO.
Colonienstr. 108, am Main.
STOLP, ALTMANNSDORF
in Pommern bei Wismar

Engros **L. Brockmann Export**
Berlin W., 97 Leipzigerstr.
Spezialitäten: Talmi-Ketten u. Talmi-Ring-
ketten, Brillen u. Pinces, Puppen u. Spiel-
waren.

Panzer-Uhrketten

von echt Gold nicht zu unterscheiden.
5 Jahre schriftliche Garantie.
m. 18kar. Gold
vergoldet.
Herrenkette
Stück 3 M.
Damenkette
Stück 2.50 u. 4 M.
Dtd. 30 u. 40 M.
Garantieschein: Den Betrag dieser Uhr-
kette zahle ich zurück, falls dieselbe inner-
halb 5 Jahren schwarz wird.
Jede meiner Garantie-Panzerketten ist, um
vor unliebsamen Nachahmungen be-
wahrt zu bleiben, mit nebenstehender
Schutzmarke gesetzlich geschützt u. abge-
stempelt. 10:26
Meerschamuspitzen, Lederwaren.
Komplette Engros-Preisliste gratis u. franco.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78, Friedrichstraße 78.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben
**L. L. K. K. Hoheiten den Prinzen
Wilhelm und Heinrich
von Preussen**
Methode von Professor Maas, Ritter etc. Prospect kosten-
frei durch die Expedit. d. Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel,
Nagel & Co., Berlin S., Prinzenstraße 73.

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's.
SINCLAIR'S Die beste und wirk-
samste Seife für
Wäsche im Hause.
Erspart Geld, Mühe,
Zeit, Feuerung und
Verdross.
Ist jetzt in fast allen Colonialwaren- und Droguen-Handlungen
zu haben.
Fabrikant: **JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON.**
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

Zum Probe-Abonnement geeignet.
Berliner Tageblatt
nebst illustriertem Beiblatt
„ULK“ 1243
beliebte Sonntagsblatt
„Deutsche Poeschalle“
feinstes Beiblatt
„Der Zeitgeist“
sowie
Witzbeilagen
über
Landwirtschaft, Gartenbau
u. Hauswirtschaft.
Allen neu hinzutretenden
Abonnenten
wird der im feinsten Beiblatt: „Der
Zeitgeist“ bis 1. Juni erscheinende Teil
der neuesten Revue von
Paul Heyse
„Himmliche u. irdische Liebe“
ebenso die bereits erschienene größere Hälfte
des neuesten Romans von
August Becker
„Die Nonnensinsel“
gegen Einsendung der Postgütung gratis
und franco nachgeliefert.
Berliner Tageblatt
70 Tausend Abonnenten
demnach die
gelesenste Zeitung Deutschlands.
Man abonniert pro
Monat Juni bei
allen Reichs-Postäm-
tern für nur
daher bei dem reichsten Inhalt ungewöhnlich die
billigste deutsche Zeitung.
Probe-Nummern gratis u. franco.

**Bur
Jagd.**
Endlich ist es mir gelungen, einen **Carabiner ohne
Anall** mit großem Caliber, auch zu oberstehenden Patronenorten passend, herzustellen.
Dieser Carabiner eignet sich vorzüglich zur Jagd auf Hasen, Rehe und Gänse etc. und
hat man damit auf 100 Schritte einen Keutreffigkeit ohne Anall. — Auch macht es
viel Freude, mit diesem Carabiner im Hof und Garten zu schießen, derselbe wiegt nur circa
2 Kilo, ist in einer Minute bequem in 2 Teile zu zerlegen und in die Tasche zu stecken.
Es kostet ein **Jagd-Carabiner ohne Anall** jetzt ein — 80 Mark.
50 geladene von oberstehenden Patronen (also fortirt Regel- und Schrot-Patronen),
solote Zubehör, Röhre etc. etc. gratis.
100 leere Hülsen zum Selbstentwerfen der Patronen kosten 2 Mark.
Jedem Käufer gestatte ich eine Probezeit mit diesem Carabiner von 4 Wochen und tausche
dann noch sehr gern den Carabiner um.
**Hippolit Mehles, Waffenfabrik,
Berlin W., Friedrichstraße 159.**

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. **Robert
Bart-Erzeuger.**
Garantie für unbefriedigten Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jah-
ren. Absolut unbedenklich für die Haut. Tägliches
Verwenden. Flacon M. 2.50, Doppelflacon M. 4.
Kleiner echt zu beziehen von **Giovanni
Gorghi** in Köln a. Rh., Eau de Cologne-
und Parfümerie-Fabrik. 1035

J. A. Hietel, Leipzig.
Kgl. Hoflieferant.
**Fahnen-
Manufactur**
Nur
Handstickererei.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 25 versende ich
einfache Flasche ab hier 50 Liter selbstgeklärten,
guten und abgefüllten Rheinwein, der
besten absolute Reinheit ist garantiert.
**Friedrich Lederhos,
Ober-Jugeldheim a. Rhein.**
985
30 Bld. j. Tottladten 2. H. urtheile Buch
75 Hk. M. n. Gruenzimmer 50 Hk.
Bücher und Phot. Katalog gratis.
Artist. Institut 5 Aschaffenburg.

Nürnberg
M12 M.12
PRÄMIERT 1882 NÜRNBERG
Eigene
Fabrik
J. J. Preissourant gratis u. franco
REGULATEUR
WECKER
Nürnberg
Gustav Speckhart, Hof-Uhrmacher

Band III (Geh. M. 3., geb. M. 9.50)
sieben erschienen.
**Buch
der
Erfindungen,
Gewerbe und
Industrien.**
Achte Auflage.
Unter Oberleitung
des Geh. Reg.-Raths
Professor
F. Reuleaux.
Verlag
von
Otto
Spamer
Leipzig
und
Berlin.
Pro-
specte
überall-
hin
gratis.
In 125 Liefer. à 50 Pf. = 30 Mk.
70 Ck. oder in Abh. à 3 Mk. 30 Pf. zu bez.

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantirt echt.
alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien,
Cuba, Java, Brachw., Australien, Sardin.,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering in
Hamburg. 1039

Zweite, neugestaltete Auflage in hand-
lichem Format.
**Otto Spamer's
Konversations-Lexikon
für das Volk.**
Mit 7—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern,
Karten etc.
In acht Bänden oder 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis. Erster Band in allen
Buchhandlungen vorrätig.

Ausgezeichnetes
musikalisches Unterrichtsbuch
aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt
(vorm. Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Klavier-Schule für Kinder
mit besonderer Rücksicht
auf einen leichten und langsam fort-
schreitenden Stufengang
bearbeitet von
Heinrich Reiser.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend
vermehrten Auflagen.
Preis der ersten Abtheilung eleg. gebunden M. 2.50,
der zweiten, dritten und vierten Abtheilung
eleg. gebunden je M. 3. —
Gehört unentbehrlich zu den besten Schulen, recht
elementar, mit richtigem methodischem Verstand-
nis bearbeitet. Die Ausstattung ist eine sehr
treffliche. Wir empfehlen das Buch anstehen-
den Schülern. Schließliche Schulung.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalien-
handlungen des In- und Auslandes.

**LEONHARDI'S
TINTEN**
Rühmlichst bekannt
auf ersten Preisen
ausgezeichnet!
Zu haben in den
einzigsten Papier- u.
Schreib- u. Holz-
des In- u. Aus-
landes.
AUG. LEONHARDI, DRESDEN.
Erfinder der berühmten patent-
ALIZARINTINTEN (echte Eisenfalten-
tinte) u. anderer beliebiger SCHREIB-
u. COPIR-TINTEN, sowie veränder-
SPECIALITÄTEN.

Nur auf einem glücklichen Familien-
leben ein gesunder Staat.

Heirats-Kammer.
Größtes Ehe-Vermittlungs-Institut der
Erde, beruht auf rechtlicher, sittlicher und
religiöser Grundlage, und zählt Herren und
Damen aller Gesellschaftskreise zu Mit-
gliedern.
Statuten incl. des 314 Seiten starken
Werkes über die Ehe gegen Einsendung von
M. 4 — an H. Klatt, Berlin W., 91 Wil-
helmstrasse. 1234

Gesucht Agenten u. Reisende
zum Verkauf von Coffer, Uhr u. Reis u. Ver-
packung gegen ein Procent von M. 300. — u. gute
Provision. Hamburg. J. Stiller & Co.

Augenkrankheiten,
selbst schwere und veraltete Fälle, finden durch
belleidige Behandlung Heilung.
von **Seth, Bremen**, Contrefort 1.
1252 Prospekt gratis und franco.

Pumpen
aller Arten,
für häusliche und öffentliche Zwecke, Land-
wirthschaft, Bauten und Industrie.
Neu: Anwendung der Bower-Barff-Daumesnil-
Patent-Inoxydations-Verfahren.
**Inoxydirte Pumpen sind
vor Rost geschützt.**
Anschliessliche Fabrikation inoxydierter Pumpen
in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien durch die
Commandit-Gesellschaft für Pumpen- & Maschinen-
Fabrikation **W. GARVENS,
Hannover.**
Berlin, W., Mauerstrasse 61/62.
Wien, I., Wallfischgasse 11.
Antwerpen, Rue d'Artevelde 17.
Zu beziehen durch alle resp. Maschinen-, Eisenwaren-
etc. Handlungen, technischen u. Wasserleitungs-Geschäfte,
Brunnenbau-Unternehmer etc. Man verlange ausdrücklich
Garvens' inoxydirt Pumpen.

Anthologien und Gedichte

aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Porträts. M. 7. — **Boret**, Album lyrique de la France
moderne. Avec vignettes. M. 7. — **Freiligrath**, The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. —
Ampytor, Peter Quaidam's Rheinfahrt. M. 8. — **Fischer**, Merlin. M. 5. — **Jensen**, Holzwegtraum. M. 5. —
Lainster, Barbarossa's Brautwerber. M. 4. 50. — **Schmid**, Winland oder die Fahrt um's Glück. M. 8. —
Schönau-Carolath, Lieder an eine Verlorene. M. 4. 50. — **Silberstein**, Mein Herz in Liedern. M. 6. —
Fischer, Lyrische Gänge. M. 7. 50. — **Sämmtlich in seinem Original-Einband mit Goldschnitt. Gehaltvolle Damengeschenke.**